Apokalypse am Tegernsee

Andreas Rinn

www.verschenktetalente.de

Originalausgabe

Copyright © 2013 by Andreas Rinn, München

www.verschenktetalente.de

Die kommerzielle Nutzung des Textmaterials ist untersagt.
Die unentgeltliche Verbreitung des Textmaterials ist erwünscht.

Titelillustration: Veith Stecher
Titelgestaltung: Uta Müller-Stephann & A. Rinn
Karte: A. Rinn

1. Der Teufel am Tegernsee 4
2. Die Engel des Sees 13
3. Der Tod wohnt in Bad Wiessee 27
4. Besuch aus der Hölle 38
5. Luzie 50
6. Die Türen öffnen sich 60
7. Der Brandner Kaspar 82
8. Die Bekenntnisse des Lugus Samildanach 101
9. Johannes und der Teufel 125
10. Besuch in der Hölle 138
11. Innozenzia vom Finstren Walde 153
12. Der Beraneksche Schabernack 173
13. Der Engel, der mir den Weg weist 188
14. Inferno am Tegernsee 200
15. Der Schmetterlingsgarten 214
16. Die Grotte des Kalten Brunnens 226
17. Die Türen schließen sich 243

Karte 253

Und die Heuschrecken gleichen in ihrer Gestalt Pferden, die geschirrt sind zur Schlacht; auf ihren Köpfen tragen sie etwas, das goldschimmernden Kränzen gleicht, und ihre Gesichter sind wie Gesichter von Menschen, ihre Haare wie Weiberhaare, ihr Gebiß ist wie ein Löwengebiß, ihre Brust wie ein Panzer; und das Rauschen ihrer Flügel ist wie das Dröhnen von Wagen und von vielen Pferden, die in die Schlacht rennen. Sie haben Schwänze und Stacheln wie Skorpione, und in ihren Schwänzen ist ihre Kraft, mit der sie den Menschen schaden.

Offenbarung des Johannes 9,7-10

1. Der Teufel am Tegernsee

Am Heiligen Abend 1984, kurz vor Mitternacht, stand der Teufel am Ufer des Tegernsees und starrte nachdenklich auf die schwarze Wasseroberfläche.

Die Finner-Bucht lag im Finsteren der wolkenverhangenen Nacht verborgen. Es hatte aufgehört zu regnen und jetzt fielen vereinzelte Schneeflocken vom Himmel.

„Taataatarstasstasstarraatass“, zischte der Teufel, „tara tara starraatass“, dann laut rufend: „Leviathan! Bei Fuß!“

Das Unterholz des nahen Waldes knackte unter schweren Tritten. Ein riesenhafter Schatten näherte sich.

„Leviathan!“ rief der Teufel noch einmal, ungeduldig.

Ein grausig anzusehendes Heuschreckenungeheuer, groß wie ein Pferd, trat neben den Teufel.

„Was kann ich für Sie tun, Herr Abaddon?“ Die Stimme klang metallisch und tonlos, wie das Knarren eines Uhrwerks beim Aufziehen.

„Verwandle dich in einen Fisch!“ befahl der Teufel ohne seinen Blick von der Oberfläche des Sees zu wenden.

„Sie wissen, Herr Abaddon“, antwortete Leviathan, „dass weder Sie noch ich dieses Wasser berühren können.“

Einen Augenblick herrschte Stille.

„Sie ist immer noch dort unten“, knurrte dann der Teufel düster. „Sitzt wie eine brütende Henne auf dem Tor zur Hölle, nicht wissend, ob dieser Dienst überhaupt noch im Sinne der himmlischen Mächte ist, nicht wissend, ob ihre Anwesenheit an diesem Ort oder ihre Existenz im Allgemeinen überhaupt noch erwünscht ist. Trotzig und verloren hockt sie dort unten an der tiefsten Stelle dieser gottverfluchten Pfütze.“

„Über siebzig Meter tief“, bemerkte das Heuschreckenungeheuer, jetzt ebenfalls auf die Wasseroberfläche starrend.

„Und ich“, überging der Teufel Leviathans nüchterne Feststellung lamentierend, „bin verflucht, schon seit bald tausend Jahren als Vertriebener auf Erden zu wandeln. Verstoßen! Verbannt! Ausgesperrt!“

Ein schmerzvoller Seufzer drang aus seiner Kehle. Dann war es wieder still. Leviathan wusste zu genau, dass er Gefahr lief, von Herrn Abaddon in einen Diskurs über dessen bisweilen glorreiche, bisweilen tragische Biografie verwickelt zu werden. Deshalb schwieg er. Und tatsächlich, tief in Gedanken versunken, wühlte der Teufel wieder einmal in der Vergangenheit herum.

Zähe Minuten verstrichen, während die beiden gespenstischen Gestalten reglos wie Statuen am Ufer des Sees harrten.

„Marja Mora“, flüsterte der Teufel schließlich. „tara tara starraatass! Verflucht sei sie!“

Die Glocken der Gmunder Kirche läuteten in der Ferne. Es war jetzt Mitternacht. Man hörte ein einsames Auto die Straße oberhalb des Franzosenwaldes entlang fahren und sich in Richtung Kaltenbrunn entfernen.

„Ich vermisse meine Heimat“, sagte der Teufel. „Ich vermisse die Hölle, das Flammenmeer, die Berge des Irrsinns und den Dschungel der Düfte. Ich vermisse die philosophischen Gespräche mit Hades und Osiris, die Liebesnächte mit Astarte, Koboldjagd in den nebligen Irrgärten der keltischen Unterwelt, Sommerfrische am Styx, die Orgien mit den Sukkubi im Babylonischen Ring, die rauschenden Feste der Dämonen.“

Leviathans sonst so versteinertes Gesicht verzog sich zu einem freudlosen Lächeln. Er kannte das schon. „Genug der Sentimentalitäten.“ sagte er. „Ich schlage vor, wir beenden diesen Nostalgietrip.“

Der Teufel antwortete nicht. Mit verächtlichem Blick musterte er die weihnachtlichen Lichter am Nordufer des Sees und stieß einige derbe Verwünschungen aus. Dann wandte er sich plötzlich mit gespielter Empörung dem Heuschreckenungeheuer zu: „Wie redest du eigentlich mit mir, mein Leviathanchen?“ Er zog seine imposanten Augenbrauen hoch und grinste ein diabolisches und doch wohlwollendes Grinsen. Leviathans Gesicht blieb ausdruckslos und unbeweglich, wie die Fratze eines Wasserspeiers.

Der Teufel machte eine resignierende Handbewegung und spuckte in den See. Dort wo sein Speichel das Wasser traf, zischte und rauchte es.

„Wie Weihwasser“, bemerkte Leviathan und schüttelte sich mit rasselnden Flügeln.

„Lass uns gehen“, sagte Herr Abaddon. „Noch sind die tausend Jahre nicht vollendet. Wir werden wieder kommen, o tegarin-seo, wenn die Zeit gekommen ist.“

Mit einem Satz schwang er sich auf den Rücken der Riesenheuschrecke, ergriff die beiden hornigen Fühler und rief: „Hüa!“. Leviathan, der Abaddons alberne Pferdekommandos hasste, knurrte wie ein Wolf aus Metall, ließ seinen Skorpionschwanz durch die Luft peitschen und setzte sich dann mit staksigen Schritten in Bewegung, den Uferweg entlang, Richtung Segelclub, wo Abaddon den Wagen geparkt hatte.

Eine Gruppe später Spaziergänger kam ihnen entgegen. Es handelte sich offensichtlich um einen weihnachtlichen Nachtspaziergang unter Verwandten. Sie sahen kein Heuschreckenmonster, auf dem der Teufel ritt, glücklicherweise nicht, denn von diesem Schrecken hätten sie sich nie mehr erholt, sie sahen einen Mann, soweit im Laternenschein erkennbar, mittleren Alters, durchaus attraktiv, wenn auch bereits weißhaarig, was ihn, wie eine der Spaziergängerinnen fand, jedoch noch interessanter machte, einen Hund, einen schwarzen Mischling, an der Leine führend.

Man wünschte sich frohe Weihnachten.

Sie musste sich jetzt direkt unter dem See befinden.

Es tröpfelte durch die Ritzen in der Decke, und am Boden bildeten sich Rinnsale, die sich den abschüssigen Gang entlang schlängelten.

Ein jäher Schauder durchfuhr sie, und dann war da wieder dieses Wühlen in den Eingeweiden, die Angst, die ihren bebenden Körper durchdrang, wie die Feuchtigkeit ihre Kleider.

Wie weit mochte dieser Gang noch hinab führen?

Der Strahl der Taschenlampe verlor sich in der Dunkelheit des Gangs, der schnurgerade in die Tiefe führte. Ein beißender Schimmelgeruch durchzog zuweilen die kalte und modrige Luft.

Fröstelnd ging sie weiter. Sie wusste, dass sie ohnehin keine andere Wahl hatte. Es gab kein Zurück. Nur ein *Hinab*.

Der Boden begann glitschig zu werden. Sie hielt die Taschenlampe auf den Weg vor ihren Füßen gerichtet, um nicht auf die bemoosten Stellen zu treten. Bald jedoch war der Boden vollständig mit Moosen und Algen überwuchert, ebenso die Wände und die Decke. Es dauerte nicht lange, da passierte es. Sie rutschte aus und verlor das Gleichgewicht, stürzte vornüber, landete hart auf dem Boden und schlidderte bäuchlings den Gang hinunter. Die Taschenlampe entglitt ihren Händen und erlosch. Ihr keuchender Schrei wurde von den bemoosten Wänden verschluckt. Es war jetzt stockdunkel. Fieberhaft tastete sie den glitschigen Boden nach der Lampe ab.

Dann erstarrte sie. Hatte da jemand ihren Namen gerufen? Da! Noch einmal! Eine weibliche Stimme, dumpf und leise, wie aus einem Grab. *Wer war das?* Ein drittes Mal wurde ihr Name gerufen, dann hörte man nur noch das Gluckern der Rinnsale. Sie löste sich aus ihrer Erstarrung und tastete weiter den Boden ab, bis ihre Hände endlich auf das kalte Metall der

Taschenlampe stießen. Sie knipste sie an und sah sich in dem zitternden Lichtstrahl in alle Richtungen um. Es war niemand zu sehen. Sie war allein.

Inzwischen nass bis auf die Haut, die Kleidung von Schlamm und Schlick bedeckt, nahm sie ihren Weg wieder auf. Doch aufrecht zu gehen, war auf dem glitschigen Untergrund nicht mehr möglich, sie musste sich auf allen Vieren fortbewegen.

Nach einer halben Ewigkeit mündete der Gang in eine geräumige Höhle. Stalaktiten ragten von der Decke über dem schwarzen Wasser des unterirdischen Teichs, der vor ihr lag und die Höhle ganz ausfüllte.

Auch das noch. Sie kauerte am oberen Ende einer kurzen Treppe, die zu dem Teich hinab führte. Die andere Seite war nicht zu erkennen.

Es gibt kein Zurück. Sie nahm all ihren Mut zusammen und rutschte die Stufen der Treppe hinunter bis zu einem schmalen Sims knapp über der Wasseroberfläche.

Dann, die Taschenlampe zwischen die Zähne geklemmt, ließ sie sich in das eisige Wasser hinab, stieß sich von dem Sims ab und schwamm in kurzen schnellen Stößen los.

Plötzlich kam das Wasser in Bewegung. Luftblasen stiegen unmittelbar vor ihr auf, Schwefelgestank raubte ihr den Atem. Sie schnappte nach Luft *und verlor die Taschenlampe*. Der Lichtpunkt sank langsam in die Tiefe des Wassers, dann herrschte Finsternis. Sie stieß einen erstickten Schrei aus und kämpfte sich japsend weiter.

Und jetzt hörte sie wieder ihren Namen, diesmal ein Flüstern, *dicht an ihrem Ohr*. Sie kreischte auf und schlug wild

um sich. Da berührten ihre Füße festen Boden. Sie hatte die andere Seite erreicht.

Immer noch um sich schlagend, schoss sie aus dem Wasser, krabbelte wie eine aufgescheuchte Spinne über den ansteigenden Steinboden, dann sank sie zusammen.

Kein Flüstern war mehr zu hören, nur ihr keuchendes Atmen und das stete Tröpfeln. Nach einer Weile hatte sie sich etwas beruhigt und richtete sich halb auf. Vor sich, weiter oberhalb, bemerkte sie einen roten Lichtfleck, wie ein Stern in der Ferne.

Auf allen Vieren, denn auch hier war der Boden von Moos und Algen rutschig, setzte sie sich in Bewegung, kroch weiter aufwärts, dem Licht entgegen. Sie kämpfte sich den ansteigenden Gang hinauf und ließ den immer größer werdenden Stern nicht aus den Augen. Die Temperatur stieg spürbar an, und das Tröpfeln wurde weniger.

Dann kniete sie schnaufend auf der Schwelle eines großen Torbogens und sah in eine riesige Felsengrotte, die in diffuses rotes Licht getaucht war.

Zum fünften Mal hörte sie, wie sie beim Namen gerufen wurde, eine weibliche Stimme, die von den Wänden der Grotte widerhallte. Die Stimme klang jetzt nicht mehr bedrohlich, sie war unbeschreiblich sanft, wie die eines Engels.

Beim sechsten Mal, als sie ihren Namen hörte, war es eine männliche Stimme, und sie drang dumpf durch die Decke der Grotte, war keineswegs die eines Engels, nicht sanft, dafür wiederum *durchaus* bedrohlich und ihr des Weiteren *wohl bekannt*.

Mit weit aufgerissenen Augen blickte sie nach oben, sah niemanden dort, dann im nächsten Augenblick, direkt vor sich: ein massiges unförmiges Etwas, ein klaffendes Maul voller Reißzähne, Augen wie glühende Kohlen und, aus der Stirn herausragend, ein Horn, lang und spitz wie ein Speer.

Ein ohrenbetäubendes Brüllen entrang sich der Kehle des Ungeheuers.

Oh nein oh nein oh nein oh nein oh nein oh nein oh nein oh nein oh nein oh nein oh nein oh nein!!!

Das Mädchen erwacht.

Es schreckt aus seinem Traum hoch. Der Vater steht in der Tür: „Du schläfst ja noch, Kleine.“

„Was war das für ein Tier?“, denkt sich das Mädchen schlaftrunken und sagt etwas vorwurfsvoll: „Warum weckst du mich?“

„Hast du etwas Schönes geträumt“, fragt der Vater.

„Allerdings“, behauptet die Tochter.

Der Vater lächelt sie an, fragt: „Sag mal, was hältst du davon, wenn wir aufs Land ziehen?“

„Wir ziehen wieder um?“ Es ist mehr eine Feststellung als eine Frage.

Der Vater nickt. Sein Lächeln weicht einem Ausdruck der Sorge oder dem eines schlechten Gewissens.

Die Tochter mutmaßt Letzteres. „Aufs Land?“ fragt sie.

„Ja, aufs Land“, sagt der Vater. Jetzt lächelt er wieder, ermutigend oder einfach nur liebevoll.

Die Tochter schließt die Augen. „Gibt es dort einen See“.

„Ja“, sagt der Vater. Er klingt ein wenig verwundert. „Dort gibt es tatsächlich einen See.“

Der erste Engel stieß in die Posaune. Da fielen Hagel und Feuer, die mit Blut vermischt waren, auf das Land.

Offenbarung des Johannes 8,7

2. Die Engel des Sees

Eines Nachts, im Jahre 980 nach Christus, erreichten drei Engel und ein heiliger Mann die Ufer des Tegernsees.

„Hier sind wir nun endlich“, sagte der erste Engel, und es klang wie der Schlusssatz eines Gebetes.

„Amen“, sagten der zweite und der dritte Engel.

Der heilige Mann schwieg.

Der erste Engel hatte die Gestalt einer schlanken hochgewachsenen Dame, deren unbeschreiblich feines Gesicht von langen blonden Locken umrahmt war. Ihr Name war Marja Mora.

Die beiden anderen Engel hatten die Gestalt hünenhafter Männer. Auch ihr Haar war blond gelockt und ihre Gesichter waren ebenfalls von unbeschreiblicher Feinheit. Sie wurden Josef und Leonhard genannt.

Der Name des heiligen Mannes war Johannes. Er hielt sich im Hintergrund und versteckte sein Antlitz im Schatten einer alten Weide.

Marja Mora deutete mit einer ausladenden und würdigen Geste auf den See: „Dies also ist der Tegernsee, der einst die Brodelnde Grube genannt wurde. Das Tor zur Hölle!“

„Wahrlich“, sagte Josef, „einst tobte und brodelte dieser See gleich einem infernalischen Vulkankrater, spuckte Feuer und Schwefel gen Himmel.“

„Wahrlich“, sagte Leonhard, „ein Sündenpfuhl, in dem es von Dämonen wimmelte, die ihren Hass gen Himmel spien.“

„Woher wollt ihr das wissen?“ knurrte Johannes, der heilige Mann, aus dem Hintergrund. „Das ist Jahrtausende her.“

Josef und Leonhard schwiegen irritiert. Doch Marja Mora rümpfte ihre feine Nase: „Du spielst mal wieder darauf an, dass wir erst seit neunhundert Jahren hier auf Erden wandeln.“

„Für meinen Geschmack“, meinte Johannes gereizt, „sind neunhundert Jahre lang genug.“

„Seit unserer letzten Mission verpasst du keine Gelegenheit, uns unter die Nase zu reiben, wie unglaublich satt du uns hast.“ Auch Marja Mora klang für einen Engel äußerst gereizt. „Des Weiteren lässt du dir keine Chance entgehen, uns immer wieder darauf hinzuweisen, dass es uns gar nicht gäbe, wären wir nicht deiner heiligen Vision entsprungen.“

Johannes schwieg beipflichtend. Er hatte der Rede des Engels nichts hinzuzufügen.

Vor gut neunhundert Jahren, zur Zeit der großen Propheten, war Johannes in die Wüste gezogen, um dort zu fasten und zu meditieren. Verwirrende Visionen hatten ihn damals heimgesucht. Offenbarungen von wunderlichen Wesen, Orten und Geschehnissen. Später hatte er versucht, sie zu deuten. Auf der Insel Patmos schrieb er die befremdlichen Erlebnisse nieder.

Johannes sah sich als Prophet, auch wenn er nicht ganz zu ermessen vermochte, was er prophezeite. Das erklärt den

hochtrabenden Stil der Schrift, die heute noch, natürlich in stark gekürzter und verfremdeter Form, als die Offenbarung des Johannes bekannt ist.

Das Wunderlichste war damals gewesen, dass seine Visionen Wirklichkeit wurden. Einige der Wesen, die ihm erschienen waren, nahmen fleischliche Gestalt an. Und sie wollten Johannes nicht mehr von der Seite weichen. Da gab es diverse furchteinflößende Tiere, Geister, ein liederliches Weib namens Babylon, vier apokalyptische Reiter und eine beachtliche Schar von Engeln. Mit ihnen im Schlepptau war er weiter durch die Wüste gewandert, immer bemüht, diese Gespenster abzuschütteln, was ihm auch nach und nach gelang. Lediglich diese drei Engel waren ihm geblieben.

„Wir sind deine persönlichen Schutzengel“, hatten sie ihm verkündet. „Solange wir bei dir sind, wirst du nicht sterben. So können wir gemeinsam bis in alle Ewigkeit auf Erden wandeln und Gutes tun.“

Und jetzt, neun Jahrhunderte später, wandelte er tatsächlich immer noch auf Erden, stets in engelhafter Begleitung und stets, angeblich im Auftrag des Himmels, wahnwitzige und nicht selten vollkommen sinnlose Missionen ausführend. Er hatte genug davon.

Marja Mora wandte sich jetzt wieder dem See zu und zog mit einer nicht mehr ganz so würdigen Bewegung eine Posaune aus den Falten ihrer weiß schimmernden Robe hervor. Johannes hielt sich die Ohren zu.

Bevor Marja Mora jedoch die Posaune an die Lippen setzen konnte, kräuselte sich die Wasseroberfläche und ein vierter Engel stieg aus den Tiefen des Sees empor. Linkisch watete er

dem Ufer entgegen und rief den Wartenden ein kurzatmiges „Bin schon da!“ entgegen.

Der Engel sah Marja Mora verblüffend ähnlich. Mit seiner schlammbesudelten Robe und dem nassen, von Algen durchzogenen Haar wirkte er allerdings nicht annähernd so fein wie sie. Johannes verkniff sich beim Anblick eines derart heruntergekommenen Engels ein Lachen.

„Judith!“ begrüßte Marja Mora den Engel in strengem Tonfall. Der vierte Engel hatte das Ufer erreicht und versuchte jetzt die Ärmel ihrer glanzlosen Robe notdürftig auszuwringen.

„Ich kann nicht glauben“, sagte Marja Mora, „was aus dir geworden ist.“

Der Engel Judith überging diese Bemerkung und kam gleich zur Sache: „Ihr seid, wie ich gehört habe, gekommen, um mich abzulösen?“

„Nachdem du scheinbar nicht länger gewillt bist, deiner Aufgabe nachzukommen, die Pforte der Hölle zu bewachen, erscheint uns dies von Nöten zu sein. Ich frage mich nur, wo dein Verantwortungsgefühl geblieben ist.“

Judith atmete tief durch. Sie schien abzuwägen, ob sie sich wirklich rechtfertigen wollte. Dann, ernst und nüchtern, stellte sie ihre Situation dar: „Ich bewache den Schacht seit vielen Jahrhunderten und wandle seit vielen Jahrtausenden schon auf Erden, stets für das Gute kämpfend. Zuverlässig, im Sinne des Himmels. Inzwischen jedoch weiß ich nicht mehr, ob das, was ich hier tue, wirklich noch im Sinne des Himmels *ist*. Ich weiß nicht einmal, ob es den Himmel überhaupt noch gibt. Man hat den Kontakt abgebrochen. Es heißt, die Pforten des Himmels sind verschlossen und kein auf Erden wandelnder Engel kann

jemals wieder zurückkehren. Warum, weiß niemand. Euch mag dies nichts bedeuten. Ihr wart noch nie dort. Ihr kennt die Schönheit des Himmels nicht. Ich jedoch habe meine Heimat verloren, meine Heimat und meinen Rückhalt im Kampf gegen das Böse.“

Diesmal konnte sich Johannes das Lachen nicht mehr verkneifen. Die Situation war zu komisch. Drei Frischlinge von Engeln, die sich in selbstherrlicher Tugendhaftigkeit aufbliesen und sich über das Verhalten eines alten Hasen empörten, die glaubten, einen seit Äonen existierenden Engel maßregeln zu können obwohl sie doch letztendlich von Tuten und Blasen keine Ahnung hatten, das war wahrlich witzig.

Die vier Engel ignorierten Johannes` Ausbruch.

„Es heißt“, sagte Marja Mora, „du hättest dort, am Grunde des Sees, ein Himmelsschiff konstruiert.“

„Das ist richtig“, antwortete Judith. „Da ihr es offensichtlich gar nicht mehr erwarten könnt, mich abzulösen, werde ich noch heute mit meinem Schiff aufbrechen.“

„Wohin aufbrechen?“

„Gen Himmel.“ Ein schwer zu deutendes Lächeln umspielte Judiths Lippen. „Ich werde die Weiten des Weltalls durchreisen und nach dem verloren gegangenen Himmel suchen.“ Dann fügte sie knapp hinzu: „Ich will nach Hause.“

„Es heißt des Weiteren“, sagte Marja Mora geschäftsmäßig, „du hättest dort am Grunde des Sees, über dem Höllenschacht, ein Schloss erbaut.“

„Es steht zu Eurer Verfügung.“ Judith machte eine mehr fahrige als einladende Geste in Richtung See.

Marja Mora wandte sich ihren Begleitern zu: „Josef, du wirst das Nordufer des Sees bewachen. Und du, Leonhard bist für das östliche Ufer zuständig. Und wenn es unserem Evangelisten nicht allzu viel Unannehmlichkeiten bereitet, könnte er Posten am Südufer beziehen. Ich, die neue Hüterin des Sees, werde mich im Schloss niederlassen, das uns Judith freundlicherweise überlässt.
Kein noch so geringer Dämon wird die Schwelle der Höllepforte übertreten.“

Zunächst lief alles wie geplant.

Marja Mora zog in Judiths Unterwasserschloss, und Judith reiste noch in derselben Nacht mit ihrem Himmelsschiff ab, den Sternen entgegen. (Eine Gruppe spät ins Kloster zurückkehrender Mönche wurde Zeuge, wie ein bronzen leuchtendes Schiff von fremdartiger Bauweise unvermutet am gegenüberliegenden Seeufer aus dem Wasser schoss und innerhalb weniger Augenblicke im nächtlichen Himmel verschwand. Man vermutete Teufelswerk hinter dieser Erscheinung, und es wurde in den folgenden Monaten viel gebetet im Kloster. Nie waren die klerikalen Herrscher des Tals frommer, als im Jahre 980 nach Christus.)

Johannes der Evangelist fügte sich einmal mehr einer Aufgabe, deren Sinn er eigentlich bezweifelte. Er wusste, wenn er einfach davon lief, würde ihm Marja Mora die beiden anderen Engel auf den Hals hetzen, und die würden ihn dann wieder weich klopfen. Es hatte einfach keinen Sinn, mit Engeln zu diskutieren. Johannes bezog also seinen Posten am Südufer

des Sees, Josef ging am Nordufer in Stellung und Leonhard legte sich in der Nähe des Klosters auf die Lauer.

Auf dass kein noch so geringer Dämon die Schwelle der Höllenpforte übertreten sollte.

Sieben Jahre später, 987 nach Christus, stolperte kein Geringerer als der Teufel selbst über die Schwelle der Höllenpforte.

Er stolperte geradewegs in die Arme von Marja Mora, die gerade damit beschäftigt war, den Ausgang des Schachts mit einem neuen, besseren, sichereren Bannspruch zu belegen. Ihre Robe strahlte gleißend weiß, als sie dort, im Keller des Schlosses, mit ausgebreiteten Armen und bebenden Engelsschwingen vor dem Torbogen stand, die Augen geschlossen, Beschwörungen murmelnd. Und der Teufel, geblendet von ihrem Engelslicht, rannte Marja Mora einfach um. Unsanft landeten die beiden auf dem blanken Marmorboden.

„Sie haben mich rausgeworfen“, stammelte der Teufel. Sein Gesicht spiegelte blankes Entsetzen.

„Rausgeworfen?“ Marja Mora war nicht weniger entsetzt.

„Entmachtet! Entthront! Rausgeworfen!“ Abaddon starrte sie mit weiten Augen an. Er war wie von Sinnen.

Zwei weitere Gestalten überschritten ungehindert die Schwelle der, wegen Marja Moras nicht zu Ende gebrachten Zauberspruchs, nicht gesicherten Pforte. Es handelte sich um einen schwarzen Kater, groß wie ein Bär, den Marja Mora trotz seiner verwandelten Gestalt sofort als den Dämon Leviathan

identifizierte, und eine Sukkubus, die äußerst knapp bekleidet war.

„Ihr wagt es…“ Marja Moras Stimme versagte. Sie hatte Mühe sich vom Boden zu erheben.

Abaddon machte sich die Mühe erst gar nicht. Er vergrub seinen Kopf zwischen den Knien und weinte.

„Wir wurden vertrieben“, stellte die Sukkubus noch einmal klar. Ihre Stimme war tief und rauchig, der Ton wirkte tiefgekühlt.

„Ihr könnt hier nicht…“ Marja Moras Stimme versagte erneut. Sie zitterte am ganzen Leib.

Leviathan stand regungslos vor dem Torbogen und beobachtete mit seinen grünen Katzenaugen die Szenerie. Die Sukkubus ging neben Abaddon in die Hocke und streichelte ihn liebevoll zwischen den Hörnern.

„Wo sollen wir jetzt hin?“ jammerte der Teufel.

„Das“, sagte die Sukkubus, Marja Mora musternd, „hängt ganz von diesem Engel hier ab.“

„Was erwartet ihr von mir?“ schrie Marja Mora, deren Entsetzen sich urplötzlich in Wut verwandelte. „Zurück in den Abgrund mit euch!“

„Das wird nicht möglich sein“, antwortete die Sukkubus sachlich. „Sie haben uns ausgesperrt. Wir sind gezwungen, in der Welt der Menschen Zuflucht zu suchen.“

„Ihr glaubt doch nicht, dass ich euch auf die Menschheit loslassen werde.“

„Würdest du uns dann bitte unsere Zimmer zeigen?“

Marja Moras Wut verwandelte sich jäh zurück in blankes Entsetzen. „Zimmer?“ brachte sie fassungslos hervor.

„Nun“, lächelte die Sukkubus zuckersüß, „In die Hölle zurück können wir nicht, in die Menschenwelt lässt du uns nicht. Also müssen wir hier bleiben. Hier bei dir. In deinem hübschen Unterwasserschlösschen.“

„Eine ausweglose Lage“, kommentierte Leviathan schnurrend die ausweglose Lage, in der sich Marja Mora befand.

„Warum hat man euch vertrieben?“ versuchte diese, fiebernd nach einer Lösung suchend und um Zeit zu gewinnen, das Gespräch in andere Bahnen zu lenken.

„Das tut nichts zur Sache!“ brüllte der Teufel unvermutet und war mit einem gewaltigen Satz wieder auf den Beinen. Drohend baute er sich vor dem Engel auf. „Du wirst uns gefälligst gehen lassen! Oder willst du mit dem Satan unter einem Dach wohnen?“

Marja Mora war betäubt von Abaddons Gebrüll. Sie wertete dieses Gefühl als teuflischen Zauber, dem entgegenzuwirken sie nicht gewachsen war. Wie hypnotisiert führte sie Abaddon und die beiden Dämonen zu der Druckkammer, durch die man das Schloss verlassen konnte, hob mit einer lapidaren Geste den Zauberbann, den sie über das Wasser des Sees gelegt hatte, auf und entließ die Eindringlinge.

„Ihr werdet nie wieder zurückkehren“, prophezeite Marja Mora zum Abschied.

„Das haben wir heute Morgen schon einmal gehört“, bemerkte die Sukkubus.

Dann durchtauchten die drei Vertriebenen den See, unbeschadet von jeglichem Engelszauber, und gingen am unbewachten Westufer an Land.

Abaddon wandte sich noch einmal um und spuckte in den See. Dort, wo sein Speichel das Wasser traf, zischte und rauchte es.

„Wie Weihwasser“, bemerkte Leviathan miauend und schüttelte sein nasses Fell.

Marja Mora hatte das Wasser des Tegernsees bereits wieder mit ihrem Bann belegt.

Dieser Vorfall wirkte sich drastisch auf die Moral der Engel des Sees aus.

Zunächst wurde eine Krisensitzung einberufen, die aufgrund des chaotischen Verlaufs und der bedenklichen Ineffizienz nicht protokolliert wurde und aus selbigen Gründen auch in dieser Geschichte nur kurz Erwähnung finden soll.

Die Engel Josef und Leonhard waren jedenfalls nicht länger bereit, mit Marja Mora zusammenzuarbeiten und quittierten noch während besagter Krisensitzung ihren Dienst. Sie gaben sogar ihr Engelsdasein auf und beschlossen, von nun an das Leben Sterblicher zu führen. Sie mischten sich unter die einheimischen Menschen, widmeten sich der Landwirtschaft und gründeten Familien. Noch heute wohnen im Tegernseer Tal Abkömmlinge des Familienstamms namens Sanktjohanser.

Johannes der Evangelist reagierte auf den Vorfall überraschenderweise weit milder. Er empfand Mitleid mit Marja Mora, die sich mit Selbstvorwürfen quälte und einfach untröstlich war, in dieser schwerwiegenden Angelegenheit versagt zu haben.

Eine Rüge von Seiten des Himmels blieb aus, denn, wie Judith schon berichtet hatte, war seit langem jeglicher Kontakt

zwischen den himmlischen und den irdischen Engeln abgebrochen. Johannes zog zu Marja Mora ins Unterwasserschloss. Allerdings bleibt die Geschichte, die beiden hätten mehr als nur das Haus miteinander geteilt, unbelegt. Ganz sicher zugetragen hat sich jedoch folgendes folgenschwere sowie schmerzliche Gespräch zwischen Marja Mora und dem heiligen Johannes:

29. September 1982, im Unterwasserschloss der Hüterin des Sees

Wie jeden Morgen, seit fast tausend Jahren, brachte Johannes dem Engel Marja Mora das Frühstück ans Himmelbett.

„Was ist los mit dir?“ fragte die Hüterin des Sees den heiligen Mann. „Du wirkst so bedrückt.“ Johannes schwieg und stellte das mit allerlei Köstlichkeiten bestückte Tablett auf die Kommode neben Marja Moras Bett.

„Ich beobachte das schon eine ganze Weile.“

Johannes antwortete nicht.

„Komm setz dich zu mir und sag mir, was dich so finster dreinschauen lässt.“

Johannes setzte sich auf die Bettkante. Marja Mora betrachtete ihn liebevoll.

„Hast du dir schon einmal Gedanken gemacht, was wohl aus Josef und Leonhard geworden ist?“ fragte Johannes, auf die Bettdecke stierend.

„Ich nehme an, sie sind Anfang des 11. Jahrhunderts gestorben.“ Marja Moras Antwort war etwas unterkühlt. Ihr Blick jedoch ruhte weiterhin liebevoll auf Johannes` Gesicht.

Es war seit bald zweitausend Jahren nicht um einen Tag gealtert.

„Meinst du, sie sind in den Himmel gekommen?“

„Ich würde es ihnen wünschen“, erwiderte Marja Mora mild.

„Es ist heute auf den Tag genau 1926 Jahre her, dass ich euch Engel traf.“

„Wir kennen uns wirklich schon sehr lange.“

„Das war kurz vor meinem sechsundvierzigsten Geburtstag.“

„Dass du das noch weißt.“

„Aber ich wurde nie sechsundvierzig. Ich wurde unsterblich.“ Johannes blickte auf, sah Marja Mora in die Augen, die sich jäh mit Tränen füllten.

„Ich wusste, dass dieser Tag kommen würde“, sagte der Engel und bemühte sich erst gar nicht, die Tränen zu verbergen. „Du willst mich verlassen.“

„Gib mir meine Sterblichkeit zurück, Marja!“ Johannes` Stimme klang müde und traurig. „Lass mich wieder das Leben eines Menschen leben. Ich will altern, wie es einem Menschen gebührt. Ich will das Leid und das Glück eines gewöhnlichen Menschen erleben. Ich will…“

„Ich verstehe dich“, unterbrach ihn Marja Mora sanft. Tränen zogen glitzernde Spuren über ihre zarten Wangen. „Und ich wusste, dass dieser Tag kommen würde.“ Aus der Schublade ihrer Kommode zog sie einen Zettel hervor. Sie reichte ihn Johannes und erklärte ihm stockend, hin und wieder schluchzend, was jetzt zu tun sei: „Dies ist die Adresse … ein Haus … hier am Tegernsee … ein Haus, in dem du ein neues Leben beginnen kannst … in dem du dein Menschenleben weiter leben kannst … der Schlüssel liegt

unter der Fußmatte …“ Marja Mora versuchte sich zu fassen. „Sobald du dein neues Zuhause betreten hast, wirst du deine Vergangenheit vergessen haben.“

Johannes sah den Engel fragend an.

„Du wirst dich nicht mehr erinnern“, erklärte Marja Mora. „Weder dass du im Jahre 10 nach Christus geboren wurdest, noch wie du uns Engel trafst und unsterblich wurdest, noch wie du mit uns die Erde bereistest und auch nicht an unsere Zeit hier im Unterwasserschloss auf dem Grunde des Tegernsees. Du wirst in eine andere Rolle schlüpfen. In ein völlig neues Leben. Du wirst ein Mann sein, der kurz vor seinem sechsundvierzigsten Geburtstag steht. Ein Mann mit Frau und Kindern, einem Beruf, einem Auto, Farbfernseher, Einbauküche, Glasvitrine.“ Der Engel musste kurz tief durchatmen und konnte erst dann weiter sprechen: „Ein Mann mit einer neuen … menschlichen Vergangenheit. Und mit einer menschlichen … und somit begrenzten Zukunft. Sobald du dein neues Zuhause betreten hast, wirst du dich in deinem neuen Leben zurechtfinden. Es wird dir nicht neu erscheinen. Es wird so sein, als ob du schon immer dieser Mensch gewesen bist.“

„Ich verstehe.“ Johannes ließ traurig den Kopf sinken. Für einen Moment konnte man sein wahres Alter erkennen.

Marja Mora wischte sich die Tränen aus dem Gesicht.

„Willst du das wirklich?“ fragte sie obwohl sie die Antwort bereits wusste.

„Werden wir uns wiedersehen?“ entgegnete Johannes, der immer noch in sich zusammengesunken auf der Bettkante saß. Den Zettel, den ihm der Engel gegeben hatte, hielt er in der Hand, ohne ihn anzusehen.

„In deinem neuen Leben wird es keine Engel geben. Zumindest keine, die du sehen kannst.“

„Und ich werde alles vergessen?“

„Mag sein, dass hin und wieder eine alte, eine wahre Erinnerung aufblitzen wird. Wie die Erinnerung an einen Traum. Doch du wirst als der Mensch, der du dann bist, nichts damit anzufangen wissen.“

Es folgte ein langer Moment des brütenden Schweigens.

Dann erhob sich Johannes von Marja Moras Bett und sagte: „Gut. Dann soll´s so sein.“

„Geh jetzt!“ sagte Marja, der erneut Tränen in die Augen schossen. „Kein Abschied, und sei er noch so ausgiebig, könnte der langen Zeit, die wir zusammen verbracht haben, gerecht werden.“

Also ging Johannes.

24. Dezember 1986.

An diesem Tag begegnet Marja Mora Johannes zum letzten Mal. Zufällig. Auf der Straße in Bad Wiessee. Einen Weihnachtsbaum, den er gerade gekauft hat, auf der Schulter tragend. Er erkennt sie nicht.

Zwei weit ereignisreichere Begegnungen finden noch in derselben Heiligen Nacht und ebenfalls in Bad Wiessee statt.

Die erste zwischen drei Herren namens Kramer, Brandner und Abaddon. Die zweite zwischen Marja Mora und drei Unterweltsgöttern.

Immer noch heulte der Hund den Mond an. Ein großer Vogel ruderte schwerfällig durch die Nacht. Der Tod ging um am See.

Weinberger, Sturm am Tegernsee

3. Der Tod wohnt in Bad Wiessee

Heiliger Abend 1986, in der Wohnung von Herrn Kramer, Bad Wiessee

Herr Kramer unterhält sich mit Herrn Brandner.

Herr Kramer: Wir haben uns lang nicht mehr gesehen.

Herr Brandner: Bald einhundertundachtzig Jahre.

Herr Kramer: Siehst alt aus.

Herr Brandner: Ich bin ja immerhin schon fünfundsiebzig und das schon seit bald einhundertundachtzig Jahren.

Herr Kramer: Und wie fühlt sie sich an, die Unsterblichkeit?

Herr Brandner: Ganz gut. Hab viel von der Welt gesehen. Ein paar andere Unsterbliche sind mir über den Weg gelaufen. Eine illustre Gesellschaft. Den ewigen Jud hab ich getroffen, und den Kain, und zwei Kinder vom Judas. Iskariot, weißt?

Herr Kramer: Und ging´s denen auch so gut mit ihrer Unsterblichkeit?

Herr Brandner: Naja, der Kain, der kam mir schon ein bisschen müde vor.

Herr Kramer: Und du bist es immer noch nicht müde, Brandner Kaspar?

Herr Brandner: Nein, lieber Boandlkramer, bedaure.

Herr Kramer: Beschissen hast mich, beim Karten spielen.

Herr Brandner: Zu viel Kirschgeist hast getrunken. Das war auch ein gutes Tröpfchen. Und ebenso gut wie das damals, ist dieses hier, dass ich uns beiden mitgebracht habe.

Man trinkt Kirschgeist. Die Stimmung wird fröhlicher.

Herr Kramer: Kennst du das Märchen, das man über uns geschrieben hat?

Herr Brandner: Freilich. Am Schluss lassen sie dich doch noch gewinnen.

Herr Kramer: Ja, am Schluss kann ich dich doch noch überreden, dich von deinem irdischen Dasein zu lösen.

Herr Brandner: Freilich. Darum ist es ja ein Märchen. Und außerdem war es in Wirklichkeit ein ehrlicher Schafkopfer.

Herr Kramer: Beschissen hast mich. Schafkopf hin oder her.

Herr Brandner: Zuviel Kirschgeist hast getrunken. Der Kirschgeist war meine einzige List. Es war ein faires Geschäft. Schlecht gespielt hast. Selber schuld warst. Da hab ich halt gewonnen.

Herr Kramer: Ja, die Unsterblichkeit hast gewonnen. Weil du geglaubt hast, du hättest den Tod überlistet.

Herr Brandner: Was meinst mit „geglaubt“.

Herr Kramer: Allein dein Glaube ist es, der dich am Leben erhält, lieber Brandner Kaspar, der Glaube, durch ein Kartenspiel den Tod besiegt zu haben.

Herr Brandner: Hab ich doch auch. Oder willst jetzt auf einmal behaupten, du bist gar nicht der Tod.

Herr Kramer: Ich bin eine Verkörperung des Prinzips Tod.

Herr Brandner: Da schau her.

Man trinkt wieder Kirschgeist. Die Stimmung wird ernster.

Herr Kramer: Ich bin nicht der Tod als solches. Ich bin der Tod als solcher.

Herr Brandner: Aha.

Herr Kramer: Nicht das Prinzip, sondern die Personifizierung.

Herr Brandner: Soso.

Herr Kramer: Lediglich eine von vielen. Mich wundert es, dass du bisher noch keiner anderen Inkarnation begegnet bist, die deinem für einen Menschen ungebührlich langen Leben ein Ende setzen wollte.

Herr Brandner: Als ich unten in Indien war, bin ich einem seltsamen Kerl begegnet. Yama hat er geheißen. Der hat mir mit einer Schlinge die Seele aus dem Leib ziehen wollen. Ich hab ihm gleich gesagt, dass das vergebliche Müh wär, weil ich mit dem

tegernseeischen Tod einen Pakt geschlossen hätt und dass ja schließlich der für mich zuständig wär und nicht irgendein indischer Totengott. Wo ich doch ein Tegernseer bin. Und kein Inder.

Herr Kramer: Und da hast ihn mit deiner Dickköpfigkeit überreden können.

Herr Brandner: Freilich. Ganz traurig hat er geschaut. Wie ein kleines Hunderl. Dann ist er davon geritten, auf seinem schwarzen Büffel. Ein komischer Kauz, der Yama.

Herr Kramer: Na dann, auf dass dir das Glück auch weiterhin so hold ist.

Man trinkt wieder. Es läutet an der Tür.

Heiliger Abend 1986, vor der Wohnung von Herrn Kramer, Bad Wiessee

Der Teufel parkte seinen BMW am Straßenrand.

„Der Tod wohnt in Bad Wiessee“, kicherte er, stieg aus, ging zur Haustür und klingelte bei „Bernd Kramer“. Der Türöffner surrte.

Kramer wohnte im ersten Stock. Er hatte einen Gast. Es war ein uralter weißhaariger Mann in Lederhosen und Trachtenjanker.

„Guten Abend. Mein Name ist Abaddon.“ Abaddon schüttelte die Hand des Fremden. Kramer, ein unscheinbarer, schmallippiger, sehr blasser und sehr dürrer Mann mittleren Alters, aber mit den müden Augen eines Greises, stellte den Gast als Brandner Kaspar vor.

„Jener Brandner Kaspar aus gleichnamigem Märchen?“ fragte Abaddon höflich.

„Jener, über den man Märchen erzählte“, antwortete Kramer nüchtern. „So ergeht es doch jedem der hier Anwesenden, nicht wahr, Herr Abaddon? Wir alle finden in mehreren Büchern Erwähnung. Möglicherweise schreibt eines Tages jemand ein Buch über dieses Zusammentreffen. Das Zusammentreffen von Kramer, Brandner und Abaddon.“

„Mit dem Titel 'Der Tod wohnt in Bad Wiessee'“, lachte Abaddon mit gespielter Fröhlichkeit, denn eigentlich war er enttäuscht, Kramer nicht allein angetroffen zu haben. Da Kramer es offensichtlich auf ein kleines Wortgeplänkel anlegte und Brandner keinerlei Anstalten machte, die gemütliche Runde zu verlassen (er hatte sich wieder auf das Sofa gesetzt und goss sich und den Herren Kirschgeist ein), beschloss Abaddon, das Spiel eine Weile mitzuspielen.

„Nun gibt es solche“, plänkelte Herr Abaddon also, „die existieren und man schreibt Märchen über sie. Dann gibt es andere, die entstehen erst durch Märchen. Sie entspringen der Idee des Dichters. Sie werden sozusagen aus einem Gedanken geboren.“

„Mich würde interessieren, welcher Kategorie Sie *mich* zuordnen würden, lieber Herr Abaddon?“ fragte Kramer listig.

„Ohne unhöflich sein zu wollen, ordne ich Sie der letzteren zu. Sie, mein lieber Kramer, sind einer der vier apokalyptischen Reiter. Und diese vier apokalyptischen Reiter waren eine Idee Johannes` des Evangelisten. Sie sind dem Kopf des Johannes entsprungen. Seit jeher gab es Inkarnationen des Todes. Anubis, Charon, Yama, um nur einige

zu nennen.“ Bei der Erwähnung Yamas merkte der ins Kirschgeisttrinken vertiefte Brandner Kaspar kurz auf. „Doch Sie“, fuhr Abaddon fort, „Sie persönlich, lieber Kramer, wurden erst im ersten Jahrhundert nach Christus geboren. Aus der Vision eines Heiligen.“

„So gesehen gehöre ich den Mächten des Himmels an“, grinste Kramer provozierend. Er amüsierte sich über die Situation, fragte sich jedoch auch, was der alte Satan wohl vorhaben mochte, warum er ihn, den Boandlkramer, besuchte.

„Den Mächten des Himmels“, wiederholte Abaddon kichernd. Doch das Kichern wirkte nicht halb so amüsiert, wie Kramers Grinsen. Nein, es klang sogar ein bisschen bitter.

„Und welcher Kategorie würden Sie sich selbst zuordnen, Abaddon?“ fragte Kramer und fühlte sich dabei sehr überlegen. Abaddons Schlagfertigkeit war bald am Ende. Das konnte der Tod fühlen. Irgendetwas schien dem Teufel über die Leber gelaufen sein. Und das wirkte sich negativ auf seinen Esprit aus.

„Das Böse gibt es seit jeher“, erwiderte Abaddon auf einmal sehr barsch.

„Sie sind auch nur eine von vielen Inkarnationen des Bösen. Und das Böse selbst ist eine Erfindung der Menschen. Es findet lediglich in einem sozialen Kontext eine Daseinsberechtigung. Der Tod hingegen ist ein real existierendes Prinzip.“

„So ist es“, mischte sich Brandner ein, der inzwischen ein Glas zu viel von dem Kirschgeist getrunken hatte.

„Ob das Böse eine Erfindung des Menschen ist, verehrter Kramer“, warf Abaddon ein, „nun, darüber lässt sich streiten.“

„Bevor der Mensch kam, gab es auf der Erde weder gut noch böse“, behauptete Kramer, um sogleich von Abaddon korrigiert zu werden:

„Bevor der Mensch kam, gab es auf der Erde keine Worte für gut und böse.“

„Davon mal abgesehen repräsentierten Sie, verehrter Abaddon, nicht immer das Böse. Erinnern Sie sich an Ihre Zeit im Himmel.“

„Dies zu tun weigere ich mich entschieden, wie Sie hoffentlich verstehen werden“, brummte Abaddon.

„Die Existenz des Todes jedenfalls ist nicht zu leugnen“, fuhr Kramer unbeirrt fort. „Und was Sie persönlich betrifft, verehrter Abaddon, so muss ich Sie, ohne unhöflich sein zu wollen, ebenfalls der letzteren Kategorie zuordnen. Möglicherweise wurden Sie gar ebenfalls aus der Vision eines Heiligen geboren. Am Ende sogar aus der eines gewissen Johannes.“

„Unsinn, ich existierte bereits Jahrtausende, bevor dieser Evangelist von mir träumte.“ Abaddon wurde sauer. „Ich bin Luzifer, der Lichtbringer, Satan, der König der Hölle!“

„Weder das Licht des Himmels noch die Dunkelheit der Hölle waren für Sie von Dauer“, gab Kramer zu bedenken und hoffte, dass er damit nicht zu weit ging.

Doch Abaddon lächelte milde und meinte kapitulierend: „Genug der Machtspielchen. Trinken wir auf uns, die wir den Geschichten entsprungen sind und die wir wieder in Geschichten eingehen werden, so dass niemand mehr sagen kann, was zuerst da war. Das …“

„… Huhn oder das Ei“, unterbrach Brandner den Teufel.

„Richtig“, bestätigte Abaddon wohlwollend. „Schenken Sie ein, Herr Brandner!“

„Was mich angeht“, sagte Brandner mit schwerer Zunge, „ich hab genug. Mir schwirrt der Kopf. Ich geh. Gut Nacht, die Herren.“

Zufrieden sank Abaddon in einen Sessel und sah zu, wie Kramer den Brandner Kaspar zur Tür brachte. Jetzt konnte er endlich ungestört mit Kramer reden.

Als Kramer ins Wohnzimmer zurückkam, reichte ihm Abaddon ein Glas Kirschgeist.

„Wir wollten trinken“, sagte der Teufel.

Der Tod setzte sich aufs Sofa, seufzte müde und leerte das Glas in einem Zug.

„Du hast das Tegernseer Tal nie verlassen, nicht wahr?“ sagte Abaddon, nachdem auch er sein Glas geleert hatte.

„Seit über tausend Jahren bin ich hier.“ Jetzt war es Kramer, der bitter klang.

„Wie laufen die Geschäfte?“

„Die Leute sterben auch ohne mein Zutun. Ich rechtfertige meine Existenz nur noch sporadisch. Hier und da erscheine ich einem Greis, der ohnehin nicht mehr bei Sinnen ist, und ziehe die alte Nummer ab. Ansonsten bin ich bei der Gemeinde angestellt. Als Friedhofsgärtner.“

„Mir geht´s ähnlich“, stapelte Abaddon tief. „Seit sie mich aus der Hölle rausgeschmissen haben, schlage ich mich mehr schlecht als recht in der Menschenwelt durch.“ (In Wirklichkeit mischte der Teufel bei den Angelegenheiten der Menschen kräftig mit. Schließlich war er der geborene Geschäftsmann.

Nicht, dass er immer erfolgreich war. Aber im Großen und Ganzen konnte er einigermaßen zufrieden sein.)

„Du kommst wenigstens rum in der Welt. Ich sitze hier fest“, sagte der Tod.

„Weshalb eigentlich?“ fragte der Teufel.

Kramer gab keine Antwort. Es war ihm offensichtlich peinlich, darüber zu sprechen.

„Eigentlich ist es ja ganz schön hier am Tegernsee“, bemühte sich Abaddon das Gespräch am Laufen zu halten. „Ich habe ein kleines Häuschen gemietet. Ausgezeichnete Lage. Bergblick.“

„Du bist wohl nicht wegen der Berge hierher gezogen.“

„Vielleicht aus nostalgischen Gründen.“

„Soso.“

„Ja.“

Die Unterhaltung drohte einsilbig zu werden. Abaddon ahnte, dass er bald auf den Punkt kommen musste.

„Und wie laufen deine Geschäfte? Hier am schönen Tegernsee?“ Kramers ironischer Tonfall wirkte herausfordernd.

„Die laufen ganz gut“, erwiderte der Teufel betont heiter. „Der Tegernsee liegt mir zu Füßen. Ich habe den Gemeinden gleich mal ein paar hübsche Sümmchen gespendet“, er grinste sein berühmtes diabolisches Grinsen, „habe mich in die Herzen der Mächtigen eingekauft. Von dieser Seite sind keine Probleme zu erwarten.“

„Was meinst du damit?“

Jetzt war der Zeitpunkt gekommen. Abaddon konnte nicht länger um den heißen Brei reden. „Das Ufer ist meins“, sagte er. „Doch der See gehört dem Engel.“

„Du willst in die Hölle zurückkehren“, brachte es Kramer auf den Punkt und klang dabei nicht sonderlich überrascht.

„Ich will in meine Heimat zurückkehren“, verkündete der Teufel mit fester Stimme. „Und ich brauche deine Hilfe.“ Dies über die Lippen zu bringen, kostete Abaddon einiges an Überwindung.

„Und wie sollte ich dir helfen können?“

„Zunächst als ortsansässiger Informant.“ Einem Reflex folgend beugte sich der Teufel vor und goss dem Tod ein weiteres Glas Kirschgeist ein.

„Ich habe Marja Mora seit Jahrhunderten nicht mehr gesehen.“ Kramer ignorierte das volle Glas. „Ich weiß nicht einmal, ob sie überhaupt noch da ist.“

„Der See steht immer noch unter ihrem Bann.“ Abaddon griff sich Kramers Glas und leerte es. „Ich kann das Wasser nicht berühren, was bedeutet, dass Marja Mora zweifellos immer noch am Grunde des Sees in ihrem Unterwasserschloss sitzt und den Schacht zur Hölle bewacht. Aber ich fühle, dass sie irgendetwas im Schilde führt.“

„Das liegt möglicherweise daran, dass sie ihrerseits deine Präsenz fühlt.“

„Sie weiß nicht, dass ich hier bin. Da bin ich mir sicher.“

Die Unterhaltung stockte wieder. Der Teufel überlegte, ob er sich noch ein Glas genehmigen sollte, ließ es dann aber bleiben. Der Tod starrte demonstrativ gelangweilt in die Luft.

„Sei mein Partner in dieser Angelegenheit“, drang Abaddon auf Kramer ein. „Es soll dein Schaden nicht sein.“

Der Tod schwieg beharrlich.

„Du machst mir keinen sehr zufriedenen Eindruck“, versuchte es der Teufel, „Du führst ein Dasein, das deiner nicht würdig ist. Friedhofsgärtner. Bei der Gemeinde angestellt. Ein mächtiges Wesen wie du. Du, der Engel des Todes, der unüberwindlichste der vier apokalyptischen Reiter.“

„Es gibt einen zweiten Zugang zu jenem Schacht, der in die Hölle führt.“ Kramer gab sich nicht sonderlich beeindruckt von Abaddons Schmeicheleien. Dennoch schien er langsam kooperativ zu werden. „Ein Zugang, der nicht in Marja Moras Einflussbereich liegt.“

„Die Lange Treppe!“ rief der Teufel feierlich aus.

„Die Lange Treppe.“ bestätigte der Tod weit weniger begeistert. „Es erscheint mir relativ aussichtslos, dorthin zu gelangen. Weder du noch ich haben die Macht …“

„Mein lieber Kramer“, unterbrach Abaddon, immer noch feierlich, „alles hängt davon ab, dass sich die richtige Person zur richtigen Zeit am richtigen Ort befindet.“

„Du hast also bereits einen Plan.“ Herr Kramer wirkte plötzlich nicht mehr ganz so teilnahmslos. Nein, man konnte sogar ein leichtes Flackern abenteuerlustiger Neugier in seinen greisen Augen entdecken.

„So ist es. Und es würde mich nicht wundern, wenn dein Freund, der Brandner Kaspar, darin eine nicht unwesentliche Rolle spielen würde.“

Ihr könnt nicht den Kelch des Herrn trinken und den Kelch der Dämonen

Der erste Brief an die Korinther 10,21

4. Besuch aus der Hölle

Heiliger Abend 1986, im Unterwasserschloss der Hüterin des Sees

Marja Mora, gehüllt in eine weiße Robe, die in geisterhaftem Weiß schimmert, die schwanenartigen Flügel gefaltet, steht regungslos vor dem Torbogen zum Schacht, der Pforte zur Hölle. Ein stetig lauter werdendes Patschen dringt aus der Dunkelheit jenseits des Tors.

Ein Kobold erscheint auf der Schwelle. Er hat die Gestalt eines Frosches und trägt einen roten Frack.

Kobold: Ich kündige Euch Besuch an, Engel, die Götter der Unterwelt wollen mit Euch sprechen.

Marja Mora tötet den Kobold mit Blicken. (Was für eine Unverschämtheit, unangemeldet und unerlaubt, völlig unerwartet aufzutauchen, um frech weiteren unerlaubten und unangenehmen Besuch anzukündigen, ja, anzukündigen und nicht etwa um eine Audienz zu bitten.)

Marja Mora (*zornig*): Das Tor zum Schacht ist versiegelt.

Kobold: Das Bannsiegel scheint mir nicht mehr ganz so undurchlässig zu sein. Warum, dies obliegt Eurer alleinigen Beurteilung. Ein Kobold wie ich jedenfalls kann mühelos durch die Ritzen schlüpfen.

Das Froschmaul des Kobolds entfaltet sich zu einem Grinsen, das immer breiter und breiter wird. Die Gestalt des Kobolds verformt sich, bläht sich auf und verwandelt sich schließlich in ein menschengroßes fischköpfiges Wesen, gehüllt in einen purpurnen Mantel, der ein wenig wie ein Bademantel wirkt, eine silberne orientalisch anmutende Krone tragend.
Aus der Dunkelheit des Tores treten zwei weitere Gestalten: eine zierliche Frau in einem hellgrauen Hosenanzug mit dem Kopf einer Ziege und ein großer, schlanker Mann in grauem zerlumptem Lodenmantel, das Gesicht im Schatten einer übergroßen Kapuze, unter der ein Hirschgeweih hervorragt.
Das fischköpfige Wesen: Darf ich uns vorstellen, geehrte Dame des Himmels, ich bin Dagon, Gott der Philister, König über all jene Heidengötter, die ihre Heimat in der Hölle gefunden haben. *(Marja Mora zittert vor Empörung. Das Wesen deutet auf die ziegenköpfige Gestalt zu seiner Rechten)* Begleitet werde ich von Mammitu von Babylonien, Richterin der Unterwelt und meine beste Anwältin, sowie *(das Wesen deutet auf den Mann mit Geweih zu seiner Linken)* von Cernunnos, dem Herrn der keltischen Unterwelt, ehemals im heutigen Franzosenwald in Bad Wiessee ansässig, bevor er von einem Engel namens Judith sozusagen zum Teufel gejagt wurde, dennoch – sozusagen – ein Einheimischer.
Marja Mora (platzt vor Wut): Ihr erdreistet Euch, in dieses Schloss einzudringen, in das Schloss eines Engels, in das Schloss der Wächterin des Schachts? Ihr Heidengötzen, die Ihr Euren Platz in der Hölle habt und nirgends sonst! Kommt hier rein und nennt mich frech Dame des Himmels. Ich bin nicht geehrt, ich bin zutiefst empört.

Mammitu (mit ausdruckslosem Ziegengesicht): Wut und Scham sind Dämonen, die ein Engel zu zügeln wissen sollte.
Marja Mora (stutzt, dann sogleich aufbrausend): Was meint Ihr mit Scham?
Dagon: Kommen wir zum Geschäft. Ich spreche von einem ehrlichen, von einem fairen Geschäft. Ein Geschäft, bei dem alle Beteiligten nur gewinnen können.
Marja Mora: Was meint Ihr mit Scham?
Dagon: Ein Geschäft dieser Art erfordert, alle Karten auf den Tisch zu legen. Ich mache den Anfang: Ich behaupte, wir sind hier nicht eingedrungen. *Ihr* habt um dieses Treffen gebeten.
Marja Mora: Ich habe *was*?
Dagon: Den Traumgöttern, die in der Unterwelt wohnen, sind Eure geheimsten Wünsche naturgemäß bekannt. Sie informierten uns über Euren Wunsch, mit der Hölle in Kontakt zu treten *(lächelt selbstgefällig, fischmäulig)*.
Marja Mora: Meinen Wunsch?
Dagon (ungerührt): Eure Gefühlslage und die damit neu erwachsenen Ambitionen sind uns bekannt. Und wir versichern Ihnen, wir verurteilen Eure Absichten in keinster Weise. Wir verstehen Euch. Ihr seid nicht der erste Engel, der fällt, und es ist in keinster Weise verwunderlich, dass dies zuweilen geschieht. Der Himmel ist streng und zuweilen grausam.
Marja Mora: Ihr nennt mich also einen gefallenen Engel.
Dagon (lacht beschwichtigend, freundschaftlich): Noch trifft es nicht zu, noch seid ihr ein Engel des Himmels, wenn auch mit sündigen Gedanken *(droht albern mit dem Zeigefinger. Dann ernst):* Wir verstehen Eure Frustration. Ihr seht Euch Eurer Visionen beraubt, Ihr resigniert. Die Pforten des Himmels sind

für Euch verschlossen. Ihr könnt nicht heimkehren und Ihr wisst nicht einmal, warum. Man informiert Euch nicht.
Jahrhunderte habt Ihr die eigentliche Arbeit des Himmels verrichtet. Nicht die Seraphim, nicht die Cherubim und schon gar nicht die Erzengel, *Ihr* wart es, die Schutzengel, die Soldaten des Himmels, die in der dunklen, barbarischen Menschenwelt wandelten, um zu beschützen und zu behüten *(seufzt pathetisch)*, um Gutes zu tun, die Missionen des Himmels auszuführen, treu und ergeben und dennoch ohne Lohn. *(Dagons Fischmaul schnappt nach Luft)* Verbannt und heimatlos, gekettet an Aufgaben, die inzwischen möglicherweise sinnlos oder unbedeutend geworden sind. Der Himmel scheint sich nicht zu interessieren. Es ist, als ob er Euch für Eure Loyalität straft. Er behandelt Euch schlimmer als den Feind. Nicht einmal uns Völker der Hölle demütigt er so, wie er seine eigenen Kinder demütigt. Der Schritt zum gefallenen Engel ist nur logisch. Ich wage zu sagen, Ihr seid bereits gefallen. Denn man hat Euch fallen lassen.
Marja Mora (knapp): Folgt mir in mein Konferenzzimmer.
Der Engel führt die Götter der Unterwelt einen langen Marmorgang entlang, bis zu einer Gittertür.
Dagon (im Gehen weiter auf den Engel einredend:) Eurer Vorgängerin, dem Engel Judith, erging es nicht anders. Sie verhandelte sogar mit Dämonen.
Marja Mora (reißt energisch die Gittertür auf): Tatsächlich?
Dagon: Und dies sehr erfolgreich.
(Man betritt den Fahrstuhl. Cernunnos muss sich bücken, um mit seinem Geweih nicht an der Decke anzustoßen.)

Wie Ihr sicherlich wisst, baute sie ein Raumschiff, mit dem sie (sie musste sehr verzweifelt gewesen sein – vom Heimweh zerfressen) mit dem sie einen Weg zurück in den Himmel suchen wollte.

(Der Fahrstuhl bewegt sich langsam nach oben.)

Die Dämonen verkauften Frau Judith einiges an technischem Gerät. Auch Baupläne und eine hochwertige Energiequelle, die das Raumschiff bis in alle Ewigkeit antreiben wird. Das wird auch von Nöten sein, da diese Odyssee ein denkbar aussichtsloses Unterfangen darstellt.

Aus zuverlässigen – interplanetaren – Quellen weiß ich, dass sie immer noch in den endlosen Galaxien herumirrt.

Da habt *Ihr*, liebe Marja Mora, bedeutend rosigere Aussichten, natürlich nur gesetzt den Fall, dass wir handelseinig werden.

Marja Mora: Und was war Judiths Gegenleistung für die Dienste der Dämonen?

Dagon: Die Dämonen, die sie bei dem Bau ihres Raumschiffes unterstützten, erhielten freien Zugang zur Erde. Ein faires Arrangement. Aber es waren nur wenige Dämonen, die dieses Privileg genossen. Und damit war es auch bald schon wieder vorbei, da *Ihr* kamt.

Der Fahrstuhl kommt zum Stehen. Marja Mora reißt wieder sehr energisch die Schiebetür auf. Die Götter folgen dem Engel durch einen mit Rosenholz getäfelten Korridor, zu einer lederbepolsterten Flügeltür. Marja Mora öffnet sie, wieder sehr energisch, und führt ihre Gäste in das Konferenzzimmer unter einer Glaskuppel. Sie wirkt wie ein überdimensionales Goldfischglas, umschlossen von dem nachtdunklen Wasser des Tegernsees.

Man nimmt an einem langen Tisch aus edelstem Mahagoni Platz, Marja Mora auf einer Art Thron. Cernunnos verschränkt seine Beine auf seinem Stuhl zum Lotussitz. Unter dem Lodenmantel trägt er eine Bundhose aus grobem Leder, seine Beine sind die eines Pferdes. Mammitu und Dagon legen Aktenkoffer vor sich auf den Tisch.

Marja Mora: Ich rate Euch, diese heiligen Gemäuer nicht mit Eurer Götzenmagie zu entweihen.

Mammitu (unschuldig auf die Aktenkoffer deutend): Es ist ein simpler, und selbst von Engeln angewandter Standardtrick, Gegenstände aus dem Nichts zu zaubern.

Marja Mora (mit stechendem Blick): Es besteht ein Unterschied zwischen der Magie eines Engels und der eines Heidengottes!

Dagon (heiter): Streit, meine Damen, ist der Effizienz unserer Verhandlungen denkbar abträglich.

Marja Mora (gespielt freundlich): Gut. Nachdem Ihr, lieber Dagon, mir *meine* Karten auf den Tisch gelegt habt, lasst nun *Eure* sehen. Was habt Ihr mir vorzuschlagen?

Dagon: Noch eine kurze Frage zu *Euren* Karten, wenn Ihr erlaubt, um Klarheit über Eure Absichten zu erlangen. Ist es richtig, dass Ihr gedenkt, Euch vom Himmel abzuwenden, der sich ja – wie gesagt – bereits von Euch abgewendet hat, ungerechterweise – wie ebenfalls erwähnt – und strebt ihr danach, in der Hölle einen Platz zu finden, der Eurer würdig ist, eine Heimat zu finden, in der Ihr einen angemessenen Status genießt, Eurer Macht und Eurem Stand entsprechend?

(Marja Mora nickt fast unmerklich. Eine leichte Röte steigt in

ihr Gesicht.) Nun, dann ist es wirklich Zeit, unsere Karten auf den Tisch zu legen. Ich…

Marja Mora (unterbricht, plötzlich wieder sehr barsch): Ich habe gehört, die Hölle ist auf den Hund gekommen.

Mammitu lacht meckernd.

Dagon (freudig überrascht): Die Verhandlungen können anscheinend beginnen.

Marja Mora (streng): Ich habe gehört, die Hölle ist auf den Hund gekommen.

Dagon (wieder ernst): So könnte man es ausdrücken.

Marja Mora (im Befehlston): Wie viele gefallene Engel weilen noch in der Hölle?

Mammitu: Kein einziger mehr. Sie sind alle tot.

Marja Mora (erstaunt aber gefasst): Ihr habt die gefallenen Engel ausgerottet.

Dagon (öffnet seinen Aktenkoffer): Ein sinnloser Krieg, wie ich zugebe.

Mammitu: Von den Dämonen angezettelt.

Dagon (reicht dem Engel Unterlagen aus seinem Koffer): Hier die offizielle Kriegsberichterstattung. Sehr kompliziert im Detail. Doch ich bin überzeugt…

Marja Mora (unterbricht wieder): Ich benötige des Weiteren sämtliche Informationen über jegliche sonstige politische Entwicklungen in der Hölle, Meinungsprognosen, Berichte der Geheimdienste…

Dagon (reicht dem Engel schmunzelnd weitere Unterlagen): Wir haben bereits das Wichtigste zusammengestellt.

Marja Mora (die Unterlagen ignorierend, auf Dagons breiten Mund starrend): Ich erbitte mir einen mündlichen Kurzbericht über die Ereignisse der letzten tausend Jahre.
Dagon (getragen): Wie Ihr wünscht.
Im Jahre 987 rebellierten die gefallenen Engel der Hölle gegen ihren Herrn Abaddon, einstmals Luzifer genannt. Er wurde von seinen engsten Freunden und loyalsten Anhängern, seinen stets treuen Verbündeten im Kampf, Leidensgenossen in der Verbannung und privilegierten Untertanen im Reich der Hölle entmachtet.
Marja Mora (unterbricht erneut): Ich erbitte mir einen Kurzbericht. Kein Epos.
Dagon (mit für einen Moment gefährlich aufblitzenden Augen, dann aber zuvorkommend): Abaddon wurde aus der Hölle geworfen und die rebellischen Engel gründeten den Rat der Gefallenen, der von nun an über die Hölle herrschen sollte. Die Dämonen waren damit nicht einverstanden und riefen den Krieg aus. Den Krieg gegen alles und jeden. Nach Abaddons Verschwinden sahen sie ihre Chance, die Hölle wieder ins Chaos zu stürzen. Sie neigen nun einmal zum Anarchistischen. Übermütig stürzten sie sich in einen Krieg gegen die Gefallenen. Wir Götter nahmen zunächst die Position des Vermittlers ein, wurden jedoch bald ebenfalls mit der entfesselten Aggression der Dämonen konfrontiert und in Kampfhandlungen verwickelt. Viele Jahrhunderte herrschte Gewalt und Chaos. Bis schließlich jede der drei Parteien die beiden anderen bekämpfte. Alles gipfelte in der Großen Schlacht, die das ganze Jahr 1974 andauerte. *(nun doch wieder episch:)* Wir zogen damals in die – wie wir hofften – letzte

Schlacht. Das Heer der Heidengötter, angeführt von Astarte, ich, als Stellvertreter, an ihrer Seite. Auf den Feldern des Schmerzes trafen wir auf die Scharen der Gefallenen Engel, angeführt von General Marchocias und auf die Rotten der Dämonen, angeführt von ihrem Fürsten Asmodi. In dieser Schlacht fiel unsere Fürstin Astarte. (Möge ihre Seele in den Weiten des Universums Glückseligkeit finden!) Nun war meine Wenigkeit am Zug. Ich bekleidete jetzt das höchste Amt unter den Heidengöttern. Und ich nutzte die Gelegenheit und tat, was schon lange hätte getan werden müssen. Ich verhandelte.
Ich verhandelte mit Asmodi, dem Obersten der Dämonen. Erfolgreich. Wir schlossen einen Pakt. Gegen die Gefallenen.
Marja Mora: Die ihr besiegtet.
Dagon (etwas verlegen): Ausnahmslos alle gefallenen Engel kamen um.
Marja Mora: Und was geschah in der Hölle, nachdem die Große Schlacht vorüber war?
Dagon: Asmodi und ich hatten folgenden Plan. Wir – beide des Krieges müde – wollten die Hölle befrieden. Vereint wollten wir herrschen über die beiden verbliebenen Höllenvölker, die Götter und die Dämonen.
Marja Mora: Jedoch?
Dagon: Die Dämonen spielten zunächst nicht mit. Sie weigerten sich, uns als Herrscher über die Hölle anzuerkennen. *Zunächst*.
Marja Mora: Also hörte der Krieg – *zunächst* – nicht auf.
Dagon: Nach und nach ebbten die Kämpfe ab. Seit die Gefallenen besiegt waren, war die Zerstörungswut der Dämonen fürs Erste gestillt. Die Götter zogen sich in ihre

Ländereien zurück. Es gab dann noch ein paar Angriffe und Scharmützel, die ausschließlich von vereinzelten Dämonenrotten ausgingen. In den letzten Jahren war alles relativ ruhig.

Marja Mora: Das hört sich für mich so an, als ob Euer und Asmodis Thron auch heute noch auf wackligen Füßen stünde?

Dagon: Er stünde weit stabiler, nähmt Ihr, verehrte Marja Mora, auf diesem Thron Platz. Neben Asmodi und mir, versteht sich.

Marja Mora: Ein Triumvirat?

Dagon: Ein Triumvirat bestehend aus einem Gott, einem Dämon und einem Engel. Einem *gefallenen* Engel.

Marja Mora: Die Dämonen wären sicherlich hoch erfreut, erneut von einem Engel – einem *gefallenen* Engel – regiert zu werden.

Dagon: Natürlich herrscht unter den Dämonen ein gewisses Misstrauen gegenüber Engeln jeglicher Art. Doch Luzifer war auch ein Engel, und der genoss bei den Dämonen vollsten Respekt. In heutigen Zeiten trauert man ihm in Dämonenkreisen sogar nach. Man möchte nicht glauben, wie sentimental sie manchmal…

Marja Mora (unterbricht): Ich bin nicht Luzifer.

Dagon: Ihr habt ebensoviel Charisma. Und Ihr habt Macht. Große Macht.

Und das ist es, was die Hölle, die nach Jahrhunderten des Krieges zugegebenermaßen auf den Hund gekommen ist, braucht. Die heilende Macht eines Engels. Seine Magie, seine Gewalt und … seine Liebe.

Marja Mora (verächtlich lachend): Was kann die Hölle schon mit meiner Liebe anfangen?
Dagon (bleibt ernst): Ihr sucht eine Heimat. Einen Platz, an dem Ihr Euch geborgen fühlen könnt. Euer Herz verzehrt sich danach. Und ich verspreche Euch, Ihr werdet in der Hölle diese ersehnte Heimat finden. Ihr werdet die Hölle lieben.
Marja Mora: Die Liebe eines Engels also soll die Hölle wieder zu einem blühenden Reich machen.
Dagon: Und Eure Magie. Und Eure Gewalt.
Marja Mora: Nicht zu vergessen Eure und Asmodis Gewalt.
Dagon: Wir werden den Thron der Hölle und seine Gewalt durch drei teilen und dadurch unsere gemeinsame Macht verdreifachen.
Marja Mora: Ich soll also einen Thron mit einem Dämon teilen?
Dagon: Den Thron der Hölle, ja, und mit mir. Allein könntet Ihr nicht bestehen.
Marja Mora: Und Ihr und Asmodi, die Ihr nichts anderes seid als traurige Hausmeister einer heruntergekommenen Grube, könnt nicht ohne mich bestehen. Habe ich das richtig verstanden?
Dagon: Nun, Eure Kooperation würde uns zweifellos entgegen kommen. *(und während Mammitu ihren Aktenkoffer öffnet, um dem Engel weitere Unterlagen zu reichen:)* Mammitu hat die Verträge ausgearbeitet. Lasst Euch Zeit. Lest sie in Ruhe durch. Und bedenkt: dies ist der *einzige* Vorschlag, den wir Euch unterbreiten können.
Marja Mora (überfliegt die Unterlagen und bleibt an einem Satz hängen): Was soll das heißen: „verpflichtet sich zum Zeichen ihrer Kooperation, das Tor zum Schacht freizugeben“?

Cernunnos (mit tiefer heiserer Stimme): Entriegelt das Höllentor!
Mammitu: Lasst die Höllenvölker passieren!
Dagon: Lasst sie in die Welt ziehen! *(klopft mit der flachen Flossenhand auf den Tisch:)* Auf diese Weise könnt Ihr sie – besonders die Dämonen – für Euch gewinnen. Ihren Respekt und ihr Vertrauen. Sie werden glücklich sein, wieder in die Welt der Menschen ziehen zu dürfen, um dort … zu wirken.
Marja Mora: Wir werden sehen.
Dagon (schließt seinen Aktenkoffer, synchron mit Mammitu): Wir danken Euch, dass Ihr uns Gehör schenktet und sind überzeugt, dass Ihr die Sache zu Gunsten aller Parteien entscheiden werdet. Sobald ihr das Tor der Hölle freigebt, seid ihr willkommen. Steigt den Schacht hinab. Wir werden Euch in der Hölle erwarten.
Auf Wiedersehen.

Im Sommer, wenn die Sonne scheint, Wirst du verstehen, was es meint;

Carroll

5. Luzie

Luzies Tagebuch

Rottach-Egern, 29. Juli 1987

Sehr verehrte Nachwelt,

heute habe ich mein Zeugnis bekommen. Natürlich bin ich mal wieder die Klassenbeste.

Wie immer habe ich mich auch dieses Schuljahr bemüht, das ÜBEL tapfer und schweigend zu ertragen und ansonsten aus meinem WIRKLICHEN LEBEN rauszuhalten. Wie immer habe ich jegliche soziale Kontakte vermieden, die neurotischen Launen der Lehrer erduldet und brav meine Arbeit gemacht.

Die 7. Klasse hab ich dieses Jahr also mal wieder mit 1,0 abgeschlossen. Vor einigen Tagen kam per Post die Nachricht vom Gymnasium Tegernsee, dass ich die Möglichkeit hätte, die 8. Klasse zu überspringen. Meine Eltern sind wie immer dagegen. Sie meinen, der Umgang mit gleichaltrigen Mitschülern wäre besser für mich. Dabei habe ich gar keinen Umgang. Wie in jeder Schule, in der ich bis jetzt war, sind auch in Tegernsee alle SCHLICHT LANGWEILIG.

Es ist erbärmlich mit anzusehen, wie Sophie, die Zweitbeste der Klasse, darum bemüht ist, Freundschaft mit mir zu schließen. Die anderen achten meine Unnahbarkeit. Die halten sich fern. Sophie jedoch ist ein wahrer Sonnenschein. Sie ist

sehr beliebt in der Klasse. Wenn ich mit ihr Freundschaft schließen würde, hätte ich die ganze Klasse am Hals.

Ich bin lieber allein.

Meine Eltern machen sich Sorgen, dass ich keine Freunde habe. Das ist vielleicht sogar das einzige, worum sie sich Sorgen machen. Ansonsten kommen sie mir weitgehend uninteressiert vor. Sie bezeichnen das, glaube ich, als Vertrauen. Vertrauen zu mir und dass ich meinen Weg schon finden werde.

Wenn ich es mir genau überlege, machen sie sich nicht einmal Sorgen darum, dass ich keine Freunde habe. Sie verweigern mir lediglich mein Recht, eine Klasse zu überspringen. Die Argumentation, der Umgang mit gleichaltrigen Mitschülern wäre besser für mich, beweist noch lange nicht, dass sie sich um mich sorgen.

Außerdem sind sie ja selber schuld, dass ich keine Freundschaften schließen kann. Wir ziehen ja dauernd um. Dieses Jahr scheint sich der Umzug allerdings zu verzögern. Es herrscht Uneinigkeit zwischen meinen Eltern. Sie sind fast jeden Tag am Streiten. Es interessiert sie nicht, wie ich das finde. Ich bestrafe sie, indem ich nur das Nötigste mit ihnen rede.

Ich will nicht versäumen, die Ereignisse, die sich anbahnen, für meine Nachwelt zu dokumentieren.

Heute ist mir eingefallen, dass ich in genau einem Monat dreizehn werde. Das fand ich irgendwie gruselig, doch dann dachte ich mir, höchste Zeit anzufangen, ein Tagebuch zu schreiben. Ich habe jetzt lange genug die Geschichten anderer

Leute gelesen. (Ja, ich bin das, was man eine Leseratte nennt.) Jetzt wird es Zeit, meine eigene Geschichte aufzuschreiben.

So, und das war er auch schon, mein erster Tagebucheintrag. Hoffe, das war nicht allzu schlecht für den Anfang.

Luzie.

Sie versteckt ihr Tagebuch unter der Matratze und legt sich dann aufs Bett, die Arme hinterm Kopf verschränkt.

Sie träumt ein bisschen vor sich hin. Fliegt auf dem Rücken eines Greifen über das Reich der Feen hinweg Richtung Ozean. Der Purpurne Ozean!

Dann hört sie ihren Vater brüllen: „Wer bringt hier das Geld nach Hause?!“

Die Mutter keift zurück: „Du bist kaum noch zu Hause!“

Luzie steht auf und schließt die Tür ihres Zimmers. Trotzdem versteht sie jedes Wort. Sie sitzt auf dem Bett und macht ein wütendes Gesicht. Sie ärgert sich über die Rücksichtslosigkeit ihrer Eltern. Jeden Abend ist es dasselbe.

„Würden wir umziehen“, donnert der Vater, „wäre ich öfters zu Hause!“

„Ich habe die Nase voll vom Umziehen“, entgegnet die Mutter, „Wie soll Luzie Freunde finden, wenn wir jedes Jahr umziehen?“

Luzies Gesicht wird noch wütender. Sie hasst es, wenn man sie benutzt. Das ist heuchlerisch.

Seit Luzie denken kann, wohnte ihre Familie nie länger als ein Jahr am selben Ort. Immer wenn das Schuljahr zu Ende war, zogen sie woanders hin. Und weil Luzie immer schon im Voraus wusste, dass es nur ein kurzer Aufenthalt werden

würde, versuchte sie erst gar nicht, irgendwelche Freundschaften zu knüpfen.

Unten im Wohnzimmer ist es auf einmal ruhig. Eine drückende Stille. Jetzt flüstern sie wieder. Doch das Flüstern wird wieder lauter werden und sich wie eine Welle hochschaukeln. Luzie beschließt, diese anrollende Welle von Geschrei unzurechnungsfähiger Erwachsener zu ignorieren.

Sie geht zum Fenster. Es ist dunkel draußen. Luzie öffnet das Fenster. Laue Nachtluft wälzt sich ins Zimmer.

„Komm herein Sommernacht“, sagt Luzie fröhlich. Eine Melodie summend lehnt sie sich aus dem Fenster. Sie hört den Lärm, den die Eltern machen, nicht mehr. Vor dem Haus tanzen Nachtfalter und allerlei andere Insekten im Schein der Straßenlaterne.

„Was macht ihr denn da?“, ruft Luzie den Nachtfaltern zu „Warum seid ihr denn so aufgeregt?“ Sie ruft nicht wirklich. Sie stellt sich nur vor, es zu tun. So wie sie sich vorstellt, dass die Falter antworten: „Wir suchen den Weg zum Mond.“

„Aber das ist nicht der Mond“, ruft Luzie. „Das ist nur eine Straßenlaterne.“

Die Nachtfalter hören auf, das elektrische Licht zu umschwirren und blicken ruhig in der Luft schwebend zu Luzie herüber.

Luzie zeigt auf den nahezu vollen aber kleinen Mond über dem Haus: „*Dort* ist er!“

„Danke, liebes Mädchen“, rufen die Falter. Und dann fliegen sie in den Nachthimmel hinauf.

„Was wollt ihr denn auf dem Mond?“

Doch die Nachtfalter hören Luzie nicht mehr.

„Luzie!“ die Mutter steht im Zimmer. „Du fällst mir noch aus dem Fenster.“

Luzie wirft ihr einen vorwurfsvollen Blick zu.

„Du solltest im Bett sein“, sagt die Mutter lächelnd. Ihre Stimme ist tief und warm.

„Wie soll ich bei eurer Schreierei schlafen?“ Luzie schaut, während sie das sagt, aus dem Fenster.

„Es tut mir so leid, Kleines.“ Die Mutter versucht sie zu umarmen. Doch Luzie entzieht sich ihr. Sie legt sich ins Bett. Die Mutter setzt sich auf die Bettkante. Sie ist verunsichert, traurig.

„Dein Vater macht mich wahnsinnig.“ Aber Luzie will keine Erklärungen hören. Sie zieht sich die Decke über den Kopf.

Die Mutter schweigt. Nach einer Weile sagt sie leise: „Gute Nacht, Kleines.“

Sie macht das Licht aus und verlässt das Zimmer.

Es tut Luzie leid, dass sie ihre Mutter traurig macht. Aber sie kann nicht anders. Zumindest ist sie gerecht. Denn ihren Vater behandelt sie ganz genauso. Luzie weiß, dass sie den Eltern mit ihrem Verhalten ein schlechtes Gewissen macht. Zu Recht, denkt Luzie.

Etwas berührt Luzies Zeh. Es ist Toto, ihr Teddybär, der eigentlich ein Kobold ist und sich aus Gründen der Tarnung in ein Stofftier verwandelt hat.

Luzie zieht ihn zu sich hoch und legt, immer noch mit dem Kopf unter der Decke, ihre Wange auf seinen weichen Bauch.

„Warum macht dein Vater deine Mutter wahnsinnig?“ fragt Toto.

„Sie machen sich gegenseitig wahnsinnig“, sagt Luzie.

„Warum?“ Toto liebt Warum-Fragen.

„Vater“, erklärt Luzie (sie nennt ihn seit neuestem nicht mehr Papa, auch das ist eine gerechte Strafe), „Vater will wieder umziehen. Aus geschäftlichen Gründen. Das ist jedes Jahr dasselbe.“

„Stimmt“, sagt Toto, „in den Sommerferien ziehen wir immer um.“

„Im Winter“, sagt Luzie, „kommt dann mein Vater mit neuen Plänen, geschäftlichen Plänen, die es erforderlich machen …“

„… in den Sommerferien wieder umzuziehen“, beendet Toto Luzies Satz.

„Dieses Jahr ist es anders“, seufzt Luzie. „Mutter“ (auch sie nennt Luzie nicht mehr Mama), „Mutter weigert sich umzuziehen. Ihr gefällt es hier.“

„Warum gefällt es ihr hier?“

„Weil´s am Tegernsee halt so schön ist. Aber das kannst du ja nicht wissen. Du verlässt ja nie das Bett.“

„Du bist auch nicht gerade viel unterwegs, Fräulein Stubenhocker. Warum eigentlich?“

„Du mit deinem ewigen Warum.“

„Will´s wissen.“ Das ist einer von Totos Lieblingssätzen. Er hat eine Schwäche für den Buchstaben W.

Luzie schweigt jedoch. Es wird heiß in der engen Höhle unter der Bettdecke.

„Luzie?“ sagt Toto leise, „schläfst du schon?“

„Es ist viel zu heiß hier in deiner Höhle, um schlafen zu können.“

„Pah, das ist nichts. Bevor ich zu dir kam, hab ich in einem Vulkan gewohnt.“

„Du mit deinen Geschichten.“

„Und du mit *deinen* Geschichten. Den ganzen Tag die Nase in den Büchern. Selbst am Wochenende. Sogar in den Ferien. Darum kannst du *genauso* wenig wissen, ob´s am Tegernsee schön ist, Fräulein Stubenhocker.“

„Ja“, gibt Luzie zu, „ich mag Geschichten.“

„Die Geschichten“, sagt Toto, „sind da draußen.“

Aber Luzie ist bereits eingeschlafen, trotz der Hitze in der Koboldhöhle.

Dichter Nebel füllte das Tal des tegarin-seo, wie Milch eine Schüssel.

Zwei finstere Ritter auf schnaubenden Rappen sahen von einem Hügel oberhalb des Nordufers aus auf das undurchdringliche Weiß. Es war der Vorabend des 8. Oktobers, im Jahre 735 nach Christus.

„Hat keinen Sinn, hinunter zu reiten“, sagte einer der beiden Ritter. Seine Stimme dröhnte hohl und metallen aus dem Visier seines Helms. „Man sieht die Hand vor Augen nicht.“

Wortlos riss der zweite Ritter seinen Rappen herum, gab ihm die Sporen und galoppierte in Richtung des nördlichen Waldes.

„Wohin?“ rief der erste Ritter und folgte seinem Gefährten.

Als sie den Waldrand erreicht hatten, verlangsamte sich ihr Ritt und der zweite Reiter antwortete mit düsterer Stimme tief und rau: „Wer weiß wozu´s gut ist, dass uns der Nebel den Weg verwehrt.“ Er deutete in den Wald. „Dort in diesem finstren Wald, so mag´s mir scheinen, werden wir etwas finden, das uns noch sehr nützlich sein wird.“

„Was ist es, was deine scharfen Augen sehen, mein Bruder? Was werden wir finden?“

„Zunächst einmal Obdach. Alles weitere wird sich uns im rechten Augenblick offenbaren.“

Tief im Wald fanden die beiden Ritter eine kleine Holzhütte, in der ein Waldbauer hauste. Der erschrak, als er den beiden schwarz geharnischten Gestalten die Tür öffnete, fasste sich aber sogleich und setzte ein sehr misstrauisches Gesicht auf.

„Kommt nicht oft vor, dass sich hier so hoher Besuch blicken lässt“, brummte er.

„Hast recht, Bauer. Gar hoher Besuch ist´s, der dir vergönnt ist“, sagte der erste Ritter freundlich, die Feindseligkeit in der Stimme des Bauern übergehend.

„Lass uns ein!“ bellte der zweite Ritter grimmig, stieß seinen Begleiter und den Bauern grob zur Seite und polterte mit eisernen Schritten in die Stube. „Kümmre dich um die Pferde, Bauer, wir verbringen die Nacht in deiner Hütte.“

„Wer seid ihr?“ versuchte der Bauer nicht minder grimmig zu entgegnen.

Der zweite Ritter antwortete nicht. Er hatte seinen Helm abgenommen und musterte die Stube, so als ob er etwas suchte. Sein Blick verharrte auf einer Holzbank, die nahe dem Feuerplatz stand. Ein kleines Mädchen lag dort in grobe Decken gehüllt und schlief.

„Dies“, sagte der erste Ritter, der immer noch draußen stand, „ist mein Bruder Graf Otkar. Ich bin Graf Adalbert. Wir sind die Herren dieses Landes.“

Später, nachdem der Waldbauer die Pferde versorgt hatte und die beiden Grafenbrüder sich ihrer schweren Rüstungen

entledigt hatten, wurde kalter Hasenbraten, Wasser und Brot aufgetischt. Otkar und Adalbert saßen am Tisch und fielen hungrig über die Speisen her, während der Bauer neben dem immer noch schlafenden Mädchen auf der Holzbank hockte und die hohen Herren weiterhin misstrauisch beäugte.

„Gibt´s keinen Wein in deinem Haus?“ knurrte der grimmige Otkar. Haar und Bart waren von struppigem Schwarz, die Augen unter seinen buschigen Augenbrauen blickten scharf auf die Tonkaraffe mit Wasser.

„Wein wird in dieser Gegend nicht angebaut, Herr“, antwortete der Bauer. „Hier im Tegernseeischen leben nur ein paar vereinzelte Waldbauern.“

„Das wird sich ändern“, bemerkte Adalbert. „Wenn wir unser Kloster gebaut haben, so werden…“

„Ist das deine Tochter, Bauer?“ fiel Otkar seinem jüngeren Bruder ins Wort.

„Ja, Herr“, sagte der Bauer. „Das ist meine Innozenzia.“

„Wo ist ihre Mutter?“

„Die ist bei der Geburt gestorben, Herr“

„Was ist mit ihr? Ist sie krank?“

„Ja, Herr. Doch sie ist auf dem Weg der Besserung.“

Otkar musterte das schlafende Kind. Es war kaum zwei Jahre alt. Ein friedliches Lächeln lag auf seinem blassen Gesicht.

Adalbert folgte Otkars Blick und sagte: „Sie hat das Haar einer Hexe.“

„Die roten Haare hat sie von mir, Herr“, beeilte sich der Bauer zu sagen.

„Pass gut auf sie auf!“ Otkar sah ihm tief in die Augen. „Auf dass keine Sünde auf sie komme. Sie mag eines Tages eine hohe Pflicht zu erfüllen haben.“

„Wie meint Ihr das, Herr?“ fragte der Bauer besorgt.

„Weißt du, Bauer“, sagte Adalbert. „Mein Bruder sieht Dinge, die anderen verborgen bleiben. Deshalb sind wir auch zum tegerin-seo gereist, zu unseres Vaters Gut, um ein Kloster zu erbauen und diese Wildnis urbar zu machen …“ Otkar unterbrach seinen Bruder nun nicht mehr. Er ließ ihn plaudern, ohne an diesem Abend auch nur ein weiteres Wort zu verlieren.

Am nächsten Tag hatte sich der Nebel verzogen und der See lag den Brüdern Otkar und Adalbert im goldenen Herbstlicht zu Füßen.

Noch am selben Tag traf eine Heerschar von Mönchen ein, die sogleich begann, den Wald am Ostufer des Sees zu lichten. Und noch bevor der erste Schnee fiel, war der Grundstein für das Kloster Tegernsee gelegt.

Da entstand ein Kampf im Himmel; Michael und seine Engel erhoben sich, um mit dem Drachen zu kämpfen

Offenbarung des Johannes 12,7

6. Die Türen öffnen sich

31. Juli 1987, im Unterwasserschloss der Hüterin des Sees

Sieben Monate waren vergangen seit dem Besuch der Unterweltsgötter. Sieben ruhelose Monate des Grübelns. Marja Mora wusste, dass sie heute eine folgenschwere Entscheidung fällen würde.

Der Engel saß am Tisch des Konferenzzimmers, so als hätte er seinen Stuhl seit dem Treffen mit Dagon, Mammitu und Cernunnos nicht verlassen.

Tatsächlich hatte Marja Mora in den letzten Monaten nichts anderes getan, als rastlos das ganze Schloss zu durchstreifen und dabei vor sich hin zu brüten. Kein einziges Mal war sie an die Oberfläche gekommen. Sie war vom Für zum Wider gewandert, und zurück vom Wider zum Für und vom Keller des Schlosses bis hinauf zu seinen Türmen, und zurück und hin und her. Auch jetzt gelang es ihr nicht, still sitzen zu bleiben. Sie erhob sich vom Tisch und verließ das Zimmer durch die lederbepolsterte Flügeltür, schritt durch den mit Rosenholz getäfelten Korridor bis zum Aufzug und strich mit fahriger Bewegung eine blonde Locke aus dem Gesicht.

Ich werde es tun. Ich werde das Tor zur Hölle entriegeln.

Mit einer entschlossenen Bewegung zog sie an dem Hebel in der Wand, um den Aufzug in Gang zu bringen.

Ich werde den Pakt mit Dagon und Asmodi besiegeln.

Der Aufzug ließ auf sich warten. Aus dem Schacht drang das rostige Ächzen der Zahnräder. *Ich muss die Generatoren überprüfen.*

Doch zunächst einmal musste das Bannsiegel, das über der Höllenpforte und dem See lag, aufgehoben werden. Ich werde den Schacht öffnen. Und zur Hölle fahren.

Marja Mora fluchte unengelhaft und zerrte gewalttätig an dem Hebel. Die Dämonen kamen ihr in den Sinn. Sie konnte sich vorstellen, wie sie sich bereits am Fuße des Schachts in bösartiger Vorfreude zusammenrotteten. Dann sah sie Dagon vor sich, wie er sagte: *Lasst sie in die Welt ziehen! Auf diese Weise könnt Ihr sie für Euch gewinnen. Ihren Respekt und ihr Vertrauen. Sie werden glücklich sein, wieder in die Welt der Menschen ziehen zu dürfen, um dort ... zu wirken.*

Der Engel schob die Gittertür auf und betrat den Fahrstuhl. Zögerlich zog er die Tür zu.

Wie eine Meute kläffender Hunde werden sie über die Erde herfallen. Die meisten Menschen werden es nicht bemerken. Sie glauben nicht an Gespenster und so werden sie auch keine sehen. Doch sie werden sie zu spüren bekommen. Das ist sicher.

Marja Mora drückte den untersten Knopf, UG, das unterste Geschoss. Der Fahrstuhl setzte sich quietschend in Bewegung.

Ich greife in die kosmischen Geschicke ein. Ziehe den Zorn des Himmels auf mich. Kein Engel hat es je gewagt, das Tor der Hölle zu öffnen. Seit es in fester Himmelshand war, konnte

nicht der geringste Dämon der Hölle entfliehen. Jetzt werden sie kommen.

Der Engel ging in der engen Kabine auf und ab.

Auf die paar Dämonen kommt es auch nicht an. Was macht es schon für einen Unterschied. Die Welt der Menschen ist ohnehin voll Sünde. Durch ihr rücksichtsloses Verhalten gegenüber ihresgleichen entstehen Tag für Tag Milliarden neuer Dämonen. Ganz zu schweigen von den Götzen, die die fehlgeleitete Menschheit Tag für Tag erschafft. Es gibt mehr Dämonen als Menschen. Zugegeben, sie haben nicht das Format eines Asmodi oder Leviathan. Doch manche sind dennoch sehr mächtig. Beherrschen ganze Völker. Da kommt es auf die paar mehr aus der Hölle nicht an. Oder?

Das Gebälk des Aufzugschachts stöhnte unter dem Zug der Stahlseile.

Was werden die anderen Engel von mir denken? Die braven Engel. Und was wird der Himmel von mir denken? Verräterin! Verräterin! *Vielleicht werden sie eine Armee schicken. Angeführt vom Erzengel Michael. Ich habe ihn nie persönlich kennen gelernt. Nein, sie werden nicht kommen. Der Himmel hat seine Pforten verschlossen. Die da oben interessieren sich nicht für mich. Egal, was ich tue.*

Die Kabine senkte sich in quälender Langsamkeit nach unten.

Ich fahre zur Hölle. Nehme Platz auf dem Thron der Unterwelt. Zwischen Dagon und Asmodi. Herrsche über ein fremdes Reich. Über ein fremdes Volk. Ein Volk, gegen das ich bislang kämpfte.

Marja Mora verbot sich, weiter über die unangenehmen Seiten des Paktes nachzudenken. In den letzten Monaten hatte sie genug gezweifelt. Den Pakt zu besiegeln, bedeutete immerhin einen wesentlichen Schritt auf Marja Moras Karriereleiter. Als Teil eines Triumvirats über eines der größten Reiche des Universums zu herrschen, war ja nun wirklich keine unansehnliche Position. Und die war ausbaufähig. *Genug gegrübelt.* Jetzt war es Zeit, zu handeln.

Und ausgerechnet jetzt blieb der Aufzug zwischen den Stockwerken stecken. Der Engel beschloss, dies nicht als Zeichen zu werten und drückte erneut den UG-Knopf (nichts passierte), dann den roten Störungsknopf (nichts), dann nacheinander alle anderen Knöpfe (vergeblich). Sie hatte die Anlage seit Jahren nicht mehr gewartet. Wahrscheinlich lag es an den Generatoren.

Marja Mora war gefangen. Einen weiteren unengelhaften Fluch ausstoßend, doch dann mit dem Gefühl, sich dem Schicksal ergeben zu müssen, setzte sie sich auf den Boden der Kabine. Manchen Situationen waren selbst Engel machtlos ausgeliefert.

Erst eine Stunde später versuchte sie noch einmal und wieder vergebens den Fahrstuhl zu bewegen. Da hörte sie eine Stimme rufen: „Engel!“ und dann: „Bist du da drin?“

Da war jemand im Schloss. Das Rufen kam von unten. Marja Mora verhielt sich still. Sie vernahm einige undefinierbare Geräusche. Dann setzte sich der Fahrstuhl wieder in Bewegung.

Vor der Gittertür des untersten Stockwerks stand ein Kobold. Er hatte die Gestalt eines Frosches, trug einen schwarzen

Frack und eine Melone. In der Hand hielt er einen Spazierstock, mit dem er Marja Mora winkte.

„Dagon?“ Der Engel öffnete die Gittertür.

„Nein“, sagte der Kobold und neigte den Kopf, während er sich auf seinen Stock stütze. „Nur ein einfacher Kobold.“

„Was hast du hier zu suchen?“ zischte Marja Mora drohend.

„Zum Einen suchte ich einen Engel aus misslicher Lage zu befreien“, sagte der Kobold, „was mir mit etwas Fingerspitzengefühl gelang,“ er deutete frech mit dem Stock auf Marja Mora, „zum Anderen suchte ich diesen Engel“, wieder zeigte die Stockspitze auf Marja Mora, „um ihn von Dagon zu grüßen und zu fragen, wie die Dinge stehen.“

„Welche Dinge?“ herrschte der Engel den Kobold an.
„Wann wird das Höllentor geöffnet?“ fragte der Kobold mit süßlicher Fistelstimme.

Marja Mora fühlte sich versucht, diesem respektlosen Eindringling ein „Niemals!“ entgegenzuschmettern, ihn in der Luft zu zerreißen oder ihn zurück in den Höllenschlund zu schleudern, damit er Dagon die Nachricht bringe, der Engel Marja Mora widerstehe der Versuchung und denke gar nicht daran, zum gefallenen Engel zu werden.

„Ich dulde keine Ungeziefer in meinem Haus“, brüllte Marja Mora stattdessen, so dass der Kobold durch die Luft wirbelte und gegen die Wand des Marmorgangs prallte.

„Wimmeln wird es vor Ungeziefer“, lachte der Kobold ungerührt. Er war schon wieder auf den Beinen und streckte Marja Mora angriffslustig den Stock entgegen, „wenn erst mal die Dämonen kommen.“

Marja Mora ging schnaubend auf ihn los, schnappte sich den Stock und schlug damit auf das Froschwesen ein: „Ich! Dulde! Keine! Ungeziefer! In! Meinem! Haus!“

Teils wehklagend, teils kichernd lief der Kobold den Gang entlang, verfolgt von der rasenden, wild um sich prügelnden Marja Mora. Dann standen sie vor dem Torbogen, der zum Schacht führte. Der Engel warf den Stock über den Kopf des Kobolds hinweg durch das Tor. Er verschwand augenblicklich in undurchdringlicher Schwärze.

„Hol das Stöckchen!“ zischte Marja Mora zwischen zusammengebissenen Zähnen.

„Und was soll ich Dagon sagen?“ fragte der Kobold.

„Ich werde den Bann noch heute aufheben“, flüsterte Marja Mora, die Zähne immer noch zusammengebissen.

„Jetzt gleich? Darf ich zusehen?“

„VERSCHWINDE!!!“ Der Schrei des Engels war ein Sturm, der den Kobold über die Schwelle des Torbogens fegte.

Zunächst einmal muss ich die Generatoren überprüfen. Den Aufzug reparieren. Danach werde ich mich um den Schacht kümmern.

Die Sache war entschieden.

Heute Nacht werde ich es tun.

Luzies Tagebuch

Rottach-Egern, 31. Juli 1987

Sehr verehrte Nachwelt,

die Familiensituation scheint sich zuzuspitzen. Während ich diese Zeilen schreibe, höre ich, wie meine Eltern unten im

Wohnzimmer streiten. Es ist das alte Lied. „Wir ziehen um!“ „Nein, wir bleiben hier!“… Ich weiß nicht einmal, wo mein Vater hinziehen will. Was das betrifft, tun meine Eltern recht geheimnisvoll. Sie streiten *codiert*.

Irgendetwas soll ich nicht mitkriegen.

Mein Vater ist gerade eben richtig laut geworden. So laut wie selten. „Nein, ich werde nicht mehr mit dir diskutieren!“ hatte er meine Mutter angeschrieen. Danach war eine bedrückende Stille im Haus eingekehrt, eine Stille die keine Unterbrechung duldete.

„Ich muss los“, knurrt mein Vater jetzt gerade und macht damit klar, dass der Streit bis auf Weiteres vertagt wird. Er habe eine geschäftliche Verabredung.

Ich habe keine Ahnung, was das für Geschäfte sind, die mein Vater macht. Er pflegt auch von seiner Arbeit in Codes zu sprechen. Es scheint aber eine recht einträgliche Arbeit zu sein, da sich unsere Familie durchaus als wohlhabend bezeichnen kann.

„Uns fehlt es an nichts“, ist Vaters Standardspruch, immer wenn es ihn überkommt, die Familiensituation selbstgefällig zu beurteilen.

Seit meine Mutter seine Entscheidungen in Frage stellt, fällt dieser Satz allerdings nicht mehr allzu oft. Mein Vater wirkt sehr nervös. Das ist er von meiner Mutter nicht gewöhnt. Sie hat die Revolution ausgerufen, dringt fortwährend auf meinen Vater ein, sie wäre es leid, dauernd umzuziehen und dass es hier am Tegernsee doch so schön sei. Mein Vater gibt ihr dann zunächst immer recht. „Ja ich bin´s auch leid, immer umzuziehen“, sagt er und „Nur ein einziges Mal noch.“ „Nein

ich will hier bleiben“, keift dann meine Mutter, und sie wolle nicht DORTHIN ziehen.

Wie gesagt, ich habe keine Ahnung, was sie mit DORTHIN meinen. Dauernd streiten sie sich um dieses DORTHIN, wobei niemals der Name dieses ominösen Ortes fällt, an den mein Vater lieber heute als morgen ziehen möchte. Ich frage sie nicht danach. Solange sie nicht so viel sind, mich, ihr einziges Kind, einzubeziehen, werde ich mich auch nicht dazu herablassen, sie danach zu fragen. Das wäre zu demütigend.

In meiner Gegenwart tun sie meistens so, als wäre nichts. Was ihnen nicht gelingt. Es herrscht ein eisiges Schweigen. Und wenn ich in meinem Zimmer bin, fangen sie sofort an, miteinander zu streiten. Glauben die wirklich, ich krieg das nicht mit?

„Das ist kein Ort für Luzie“, hörte ich gestern meine Mutter sagen, was mich verständlicherweise noch neugieriger auf das DORTHIN machte. Doch der Ort wurde nicht genannt. Sie achten sorgfältig darauf. Es wäre sehr wohl ein Ort für mich, brüllte mein Vater. Und meine Mutter widersprach unermüdlich.

Ich bin mir nicht einmal sicher, ob das Tegernseer Tal ein Ort für mich ist. Seit ich hier wohne, habe ich mein Zimmer nur selten verlassen. Eigentlich nur, um mit dem Bus in die Schule zu fahren oder mit dem Hund Gassi zu gehen.

Gerade sah ich aus dem Fenster, und was musste ich erblicken? Sophie, die Zweitbeste der Klasse, lungert mal wieder vor unserem Haus herum. Sie will mich abpassen. Offensichtlich findet sie mich so interessant, dass sie mir jetzt schon auflauern muss. Ich will sie nicht sehen.

Heute geh ich jedenfalls nicht mehr raus. Ich werde mich leise wie eine Katze zurückziehen und lesen. Aber morgen, glaube ich, morgen ist es soweit.

Es wird Zeit, die Außenwelt zu erkunden.

Rottach-Egern, 31. Juli 1987

Der Teufel lag in einem Liegestuhl auf der Terrasse seines Hauses. Auf seinem Schoß zusammengerollt lag eine schwarze Katze. Die Sonne verschwand hinter den Bergen im Westen.

Es war ein warmer Sommerabend, der ein sonniges Morgen versprach. Und dennoch lag irgendetwas in der Luft. Abaddon war von einer schweren Melancholie ergriffen und blickte wieder einmal auf sein Leben zurück.

Der Teufel.

Einst war er der oberste Engel des Himmels gewesen. Luzifer, der Lichtbringer. So nannten sie ihn. Er war ein Künstler, der alle nur erdenklichen und unerdenklichen Künste brillant beherrschte, ein großer Geist von höchstem Adel und Ansehen, erleuchtet und leuchtend, außerdem für die Beleuchtung im Himmel zuständig, und was wäre der Himmel ohne seine einzigartige Beleuchtung. Er war Ästhet, ein Gestalter, ein Heiler, stets bemüht, die Wehen des Universums zu mildern, er war die Flamme des Lebens, das Licht des Himmels, der Stern am Firmament, Luzifer der Morgenstern. Der Höchste, der Mächtigste, der Weiseste und der Schönste unter den Engeln.

Doch eines Tages hatte ihn die Gunst des Himmels verlassen. Das war 1000 vor Christus.

Luzifer befand sich damals in seinem Atelier, wo er an einer überdimensionalen Bronzestatue, einem Selbstporträt, arbeitete. Da erstürmte eine ganze Legion von Cherubim und Seraphim sein Haus und nahm ihn unter der Anklage des Hochverrats fest.

Man legte ihn sofort in Ketten und beschimpfte ihn auf höchst beleidigende Art und Weise. Man verleumdete ihn, warf ihm Rebellion vor, man brüllte ihn an, er würde sich zu viel herausnehmen, die Gesetze des Himmels brechen. Man brüllte ihn an! Ihn! Den Lichtbringer, den Morgenstern!

Dann überstürzten sich die Ereignisse und die Situation geriet außer Kontrolle.

Ein löwenköpfiger Cherub nannte Luzifer einen Narzissten und im nächsten Augenblick hatte der Lichtbringer in einem plötzlichen Anfall von unbändigem Zorn die Ketten, die ihn fesselten, gesprengt und mehrere Engel, darunter den löwenköpfigen Cherub, mit bloßer Faust erschlagen.

Sogleich kamen die Erzengel in Luzifers Atelier gestürmt, allen voran Michael. Michael, der Wichtigtuer! Er hatte mit seinem Flammenschwert vor Luzifers Nase herumgefuchtelt und die Anklagepunkte noch einmal aufgelistet:

- illegaler Verkauf himmlischer Güter
- Veruntreuung öffentlicher Mittel
- Unzucht mit menschlichen Frauen
- Unterwanderung des Geheimdienstes
- Manipulation der öffentlichen Berichterstattung
- unautorisierte innenpolitische Handlungen

- unverhohlenes Machtstreben
- linienuntreue Äußerungen zur bestehenden himmlischen Staatsform
- räuberische Erpressung in mehr als sechshundert Fällen
- diverse andere zivil- und strafrechtliche Gesetzesübertretungen und Ordnungswidrigkeiten

und jetzt auch noch Mord an vier Cherubim sowie drei Seraphim.

So kam es zum sogenannten Engelsfall. Luzifer und einige seiner engsten Freunde und loyalsten Anhänger wurden aus dem Himmel vertrieben.

„Woran denken Sie, Herr Abaddon?“

Die Ohren der schwarzen Katze zitterten. Ihr war das nachdenkliche Schweigen ihres Herrn inzwischen unangenehm geworden.

„An den Erzengel Michael“, stieß der Teufel angewidert aus. „An seinen erbärmlichen Neid auf meinen freien Geist. Er war ein Langweiler vor dem Herrn. Nicht die Spur von Fantasie. Keine eigenen Ideen.“

„Es ist schon sehr lange her“, gab Leviathan, der nun wusste, woher der Wind wehte, zu bedenken. Wie ging es ihm auf die Nerven, wenn sein Herr in der unabänderlichen Vergangenheit herumwühlte.

1000 vor Christus.

Damals hatten die Gefallenen Zuflucht in der Hölle gefunden, im Land der Dämonen. Sie ließen sich aus Trotz an

ausgerechnet dem Ort nieder, den man im Himmel das Reich des Bösen nannte.

Luzifer legte seinen Namen ab. Er war nicht länger der Lichtbringer des Himmels. Nur noch Verderben wollte er dem Himmel bringen. Also nannte er sich fortan Abaddon, was nichts anderes bedeutet, als Verderber. Noch im selben Jahr krönte er sich selbst zum König der Hölle. Der Himmel gab ihm den Namen Satan, was wiederum nichts anderes bedeutet als Feind.

Ja, und er *war* der Feind des Himmels, immer bestrebt, dessen Pläne zu durchkreuzen, die Macht der Engel zu schwächen und seinen eigenen Einfluss auf die Geschicke des Universums zu vergrößern. Eintausend Jahre währte die wohl aufregendste Zeit im Leben des Teufels. Eine Zeit voller Intrigen und Machtkämpfe. Abaddon fand Gefallen an diesem Spiel.

Auf die Geschicke der Menschen hatte er bald mehr Einfluss, als die Mächte des Himmels. Das war nicht zuletzt dem Umstand zu verdanken, dass Abaddon sehr geschickt im Umgang mit Menschen war. Er liebte es, mit ihnen Geschäfte zu machen, sie zu beeinflussen, sie zu verführen. Letzteres nicht immer zu ihrem Schaden. Meistens gar zu ihrem eigenen Wohl. Denn er liebte die Menschen. Und die Menschen liebten ihn. Damals.

Die anderen gefallenen Engel, Abaddons Freunde und Anhänger, lagen währenddessen mehr oder weniger auf der faulen Haut. Durch Abaddons Macht wohlgenährte Bonzen. Dekadent gewordene Höllenaristokraten.

Abaddon knüpfte neue Kontakte, paktierte mit zahlreichen Göttern. Zeus und Odin gehörten im letzten Jahrtausend vor Christus zu Abaddons besten Freunden und Geschäftspartnern. Er profitierte von sämtlichen Polytheismen.

Die Menschen waren damals geradezu verrückt nach vielen Göttern. Je mehr, desto besser. Sie verschwendeten ihren Glauben an die abnormsten Absurditäten. Oh, diese Menschenkinder, sie hatten so viel Glauben zu geben. Und dieser Glaube machte die Götter stark.

Abaddon hatte damals Teilhaberschaften mit zahlreichen populären Unterweltsgöttern abgeschlossen. Beteten die Menschen beispielsweise zu Hades, so fielen mehrere Anteile Glaube an Abaddon ab.

Geschöpfe, wie Dämonen, Engel, Geister oder Götter, die vom Glauben der Menschen leben, beziehungsweise *durch ihn* existieren, sicherten sich seit jeher gegenseitig ab. In den Wirtschaftszentren der überirdischen Völker wurde rege mit Glaubensanteilschaften gehandelt. So kam man auch in schlechten Zeiten über die Runden. Geriet ein Gott in Vergessenheit, so konnte er sich immer noch mit Hilfe diverser Teilhaberschaften über Wasser halten. Niemand konnte sagen, wie lange seine Popularität andauern mochte. Oft starben ganze Völker und mit ihnen ihre Götter, sofern sie keine Anteile an anderen Götterglauben hatten. Selbst Zeus, der noch heute in aller Munde ist, war stets besorgt, man könnte ihn eines Tages vergessen haben.

Im Vergleich zu damals glauben nur noch wenige Menschen an paranormale Geschöpfe. Gäbe es das Teilhabergeschäft nicht bis heute, würden nur wenige überleben können.

Damals jedoch gab es Glaube im Überfluss. Abaddon schnitt sich keineswegs unansehnliche Stücke vom großen Kuchen ab. Unterweltsgötter standen bei den Menschen ja schon immer hoch im Kurs. Und der König der Hölle, der Herrscher der exotischsten der Unterwelten, der gewitzte Makler, der unübertroffene Taktiker, das Wirtschaftsgenie, der wortgewandte, charmante, allseits beliebte Abaddon, er stand im Mittelpunkt des Universums und hatte die Fäden in der Hand. Als Ehrenbürger von Avalon, Atlantis und Walhalla, gern gesehener Gast im römischen Orkus, im Feenreich und auf dem Olymp, war er *der* Vermittler zwischen den Überirdischen und den Irdischen, den Menschen. Selbst den eigenwilligen Dämonen der Hölle schmeichelte es, von einem so schillernden Potentaten repräsentiert zu werden. Abaddon galt als eine der einflussreichsten Persönlichkeiten der Antike.

Dann kam das Jahr Null, und Legionen von Engeln kamen auf die Erde, fielen über die Menschen her und verwirrten ihren Geist. Sie mischten sich mit brutaler Rücksichtslosigkeit in alles ein. Abaddon hatte alle Hände voll zu tun, dass die Sache nicht aus dem Ruder lief. Und sie *lief* aus dem Ruder.

„Taataatarstasstasstarraatass!“

„Herr Abaddon“, miaute Leviathan, der sich immer noch nicht ganz damit abgefunden hatte, dass der Teufel wieder einmal seinen gesamten Lebenslauf reflektieren zu müssen glaubte. „Ist es nicht Zeit, das Christentum zu verfluchen?“

„Ich habe die Götter vor dem Christentum gewarnt“, sprach der Teufel ungeniert seine Gedanken aus. „Sie haben es nicht

glauben wollen. Hochmütig und stur bis zuletzt. Bis man sie zum Teufel schickte.“

Leviathans Katzengesicht, halb vergraben im angewinkelten Vorderbein, verzog sich zu einem freudlosen Lächeln. Er kannte die Geschichte.

Die Engel des Himmels.

Sie hatten den Geist der Menschen verwirrt, ihnen, wie sie es nannten, prophetische Macht verliehen. Scharen von Visionären missionierten die Völker der Erde im Auftrag des Himmels. Das Christentum entstand. Der Monotheismus etablierte sich in ungeahnt ausgereifter Form.

Und für Abaddon brachen schlechte Zeiten an.

„Verteufelt haben sie mich, die Menschen“, Abaddons Gesicht wurde grimmig. „Mich und meine Gönner, die Götter. Unzählige wurden von den Engelsheeren in die Hölle getrieben. Alles, was früher die Dinge am Laufen gehalten hatte, war auf einmal *teuflisch*.“

Leviathan nahm die Unterhaltung, die er dem brütenden Schweigen Abaddons vorzog, auf und sagte: „Mit dem Christentum bekam Ihre Person im Glauben der Menschen immerhin einen festeren Stand. Schließlich hielt man Sie für den Gegenspieler des einzigen und wahren Gottes, sozusagen für den Gegengott, die einzige Macht, die dem einzigen Gott gegenüber steht. Eine nicht unansehnliche Position.“

„Aber ein beschissenes Image.“

„Nicht wenige Götter wären dankbar gewesen, überhaupt noch ein Image gehabt zu haben. Sie wurden einfach

vergessen. Manche mussten sterben, wenn ihre Anteilspartner ebenfalls in Vergessenheit geraten waren. Das kam vor.“

„Ja“, seufzte Abaddon nach einer längeren Schweigepause, „Natürlich, ich hatte noch Glück. Ich wurde sehr populär bei den Menschen. Auch wenn das nur ein verzerrtes Abbild meiner selbst war. Man erzählte die wunderlichsten Geschichten über mich…“

„Ich weiß“, warf Leviathan ein, der eine längere Ausführung zum Thema „wunderliche Geschichten über den Teufel“ vermeiden wollte. Die Katze rollte sich auf den Rücken und rekelte sich ausgiebig. Abaddon warf ihr einen bösen Blick zu, verlor sich dann aber erneut in Gedanken.

„Der Glaube der Menschen ist wirklich machtvoll“, knurrte der Teufel missmutig. „Einerseits ist er unser Lebenselexier, andererseits kann er uns wie ein lähmendes Gift in unserer Funktion empfindlich einschränken und festlegen. Du erinnerst dich, Leviathan, die Hölle war plötzlich übervölkert von verstorbenen Menschen, von Geistern, die sich einbildeten, ein dem Himmel nicht gerechtes Leben geführt zu haben, die der Überzeugung waren, gesündigt und damit ihren Platz im Paradies verloren zu haben. Armselige Seelen, die festen Glaubens waren, sie müssten bestraft werden. Und dies in der Hölle. Bei mir zu Hause. Ich sollte ihr Folterknecht und Henker sein, ihr Vermieter und Entertainer. Sie zwangen mir ihren penetranten, blödsinnigen Glauben auf und zwängten mich in ihren kleingeistigen, engstirnigen Rahmen.“

„Wir Dämonen hatten unseren Spaß“, sagte Leviathan, der lässig, über Abaddons Knie gelehnt, die rechte Pfote baumeln ließ. „Wir mussten nicht mehr in die Welt der Menschen

reisen, um sie zu quälen, die Menschen kamen freiwillig zu uns.“

„Ihr konntet zu dieser Zeit ja auch gar nicht mehr so problemlos in die Welt der Menschen reisen“, unterbrach ihn Abaddon barsch, wobei er mit den flachen Händen auf die Plastikarmlehnen des Liegestuhls schlug. „Die Engel des Himmels lungerten in Rudeln an der Pforte der Hölle herum, und wenn sich einer von euch Dämonen blicken ließ, bezog er erst mal eine Tracht Prügel. Selbst ich hatte bald keine Lust mehr auf diese ständigen Konfrontationen. Es herrschte ein überaus feindseliges Klima auf der Erde. Wir hatten nur wenige Freunde unter den Menschen. Jeder zweite hatte damals einen persönlichen Schutzengel.“

„Also haben Sie sich entschlossen, in der Hölle zu bleiben und die Erde fortan zu meiden“, sagte Leviathan um die Geschichte voranzutreiben. Das Gespräch ging ihm wirklich auf die Nerven. Sie hatten das Ganze schon unzählige Male durchgekaut.

„Ja, ich zog mich zurück“, Abaddons Erzählstil wurde langsamer, ruhiger, er war nicht mehr so aufgebracht. Sein Blick senkte sich. „Was die Engel des Himmels sogleich zum Anlass nahmen, die Höllenpforte endgültig zu versiegeln.“

„Miau“, warf die schwarze Katze ein, um die Sinnlosigkeit des Gesprächs zu demonstrieren.

„Es waren magere Jahre“, Abaddon hatte ein dramatisches Vibrato in der Stimme. „Magere Jahre, die mich Bescheidenheit lehrten. Mehr denn je fand ich in der Hölle eine Heimat. Und Heimat wurde mir wichtiger als Macht.“

Der getragene Ton machte Leviathan wütend. Er konnte sich (wie es bei wütenden Dämonen üblich ist) eine böse Bemerkung nicht mehr verkneifen: „Sie gingen in den Jahren 87 bis 987 nach *Christus*“ (Er betonte dieses Reizwort) „sämtlichen Bewohnern der Hölle mit Ihrem innenpolitischen Aktionismus und Ihrem Hang zu spontanen wie verheerenden Wutausbrüchen und die allgemeine Stimmung verpestenden Depressionen auf die Nerven.“

Der Teufel, der ob so viel erfrischender Bosheit plötzlich gute Laune bekam, beugte sich mit gespielter Empörung über die Katze: „Wie redest du mit mir, mein Leviathanchen?“ Er zog seine imposanten Augenbrauen hoch und grinste ein diabolisches und doch wohlwollendes Grinsen.

Die Katze streckte sich und gähnte unschuldig.

Es dauerte nicht lang, da war der Teufel wieder tief in Gedanken versunken.

987 nach Christus.

Der Tiefpunkt in Abaddons Leben. Die Stimmungsschwankungen, denen er neun lange Jahrhunderte unterlegen war, hatten sich in eine tiefe Depression eingependelt. Diese Depression nahm bei Abaddon zuweilen unerträglich melodramatische Ausmaße an, äußerten sich jedoch meistens in völliger Apathie. Der Teufel litt seelische Höllenqualen, und mit ihm litt sein Volk. Es war die Zeit der Großen Depression, wie sie die Chronisten der Hölle nannten.

Die Gefallenen waren die ersten, die aufstanden und riefen, so dürfe es nicht weitergehen. Allen voran, war es General Marchocias, der Abaddons Geisteszustand und

Regierungsfähigkeit in Frage stellte. Die Götter und Dämonen weigerten sich zwar, dem König die Schuld an der Großen Depression zu geben – sie machten die schlechte Lage an der Politik des Himmels fest – doch als die Gefallenen Abaddon die Krone vom Haupt rissen und ihn aus der Hölle warfen, stellte sich keiner den Rebellen in den Weg. Abaddon wurde aus der Hölle vertrieben.

„Woran denken Sie, Herr Abaddon?“

Leviathan saß inzwischen auf dem Gartentisch. Abaddon war aufgestanden und lief nun auf der Terrasse hin und her.

„An den Erzschurken Marchocias“, stieß der Teufel, wie Leviathan erwartet hatte, aus. „An seine Impertinenz. Er war mir immer schon zuwider. Nicht die Spur von Respekt. Und viel zu viele eigene Ideen.“

„Marchocias“, kicherte Leviathan leise. „Der Michael der Hölle.“

„Er hat mich einfach vor die Tür gesetzt!“ Abaddon schnaubte mit einer Fassungslosigkeit, als wäre es gerade eben passiert.

„Zum zweiten Mal in Ihren Leben“, stichelte Leviathan „Und wie beim ersten Mal waren es Engel, von denen Sie verraten wurden. Beim ersten Mal von allen, bis auf wenige. Beim zweiten Mal von eben diesen wenigen, die ihnen geblieben waren. Von allen Engeln verraten und verstoßen, von allen, ob gefallen oder nicht. Vertrieben aus dem Himmel und vertrieben aus der Hölle.“

Abaddon blieb abrupt stehen. „Ja“, sagte er mit erhobenem Haupt und der Miene des tapferen Leidenden, „dies ist mein Los.“

„Und Ihr Trauma“, fügte der Dämon hinzu.

„Und mein Trauma“, bestätigte der Teufel mit einem kapitulierenden Seufzer und fing wieder an, auf und ab zu laufen.

„Selbstmitleid ist Ihrer nicht würdig, Herr Abaddon“, sagte Leviathan.

Abaddon hielt inne und musterte die schwarze Katze auf dem Gartentisch. „Und du, mein treuer Gefährte“, sagte er sehr leise „Du bist mir freiwillig in die Verbannung gefolgt. Du, ein Dämon! Wie musst *du* die Hölle vermissen?“

„Genug der Sentimentalitäten“, Leviathan sprang elegant vom Tisch. „Wir sollten lieber noch eine Runde um den See drehen. Irgendetwas liegt heute in der Luft.“

„Das hat Zeit bis morgen“, sagte der Teufel und öffnete die Terrassentür. „Lass uns ins Haus gehen.“

In der Nacht zum 1. August 1987 öffneten sich die Schleusen der Hölle und abertausend Dämonen strömten in die Welt der Menschen.

Der einzige Zeuge dieses gespenstischen Schauspiels war ein junger Punker, der in jener warmen Sommernacht auf die verrückte Idee kam, ein Tretboot zu klauen und auf den See hinauszufahren. Der Bootsverleih in der Seestraße in Rottach-Egern hatte seine Boote lediglich vertäut. Sie waren nicht abgeschlossen. Der junge Punker schnappte sich das

nächstbeste und glitt unbemerkt von der Anlegestelle hinaus über das regungslose Wasser der Egerner Bucht. Weiter draußen hörte er auf zu treten und zog eine Bierdose aus der Jackentasche hervor. Er lehnte sich zurück und sah zum sternenklaren Himmel empor. Dann öffnete er die Dose. Es war nicht das erste Bier an diesem Abend und vielleicht war genau dieser Umstand ausschlaggebend dafür, dass der Junge der Dämonenschar überhaupt ansichtig wurde. Der junge Punker sollte Dinge sehen, die dem Nüchternen verborgen blieben.

Zunächst jedoch wurde er schläfrig. Es war kurz vor Mitternacht. Das Tretboot trieb mitten auf dem See dahin. Irgendwo zwischen Tegernsee und Bad Wiessee. Der junge Punker döste.

Plötzlich bemerkte er ein grünliches Leuchten im Nordwesten. Das Wasser in der Finner-Bucht schien zu phosphoreszieren. Der junge Punker, von neugierigem Übermut gepackt, trat eifrig in die Pedale, um sich dem Leuchten zu nähern. Er war etwa einen Kilometer entfernt. Doch als er sah, was als nächstes passierte, war er bald noch eifriger darum bemüht, diesen Abstand zu vergrößern und mit höchstmöglicher Geschwindigkeit in die Egerner Bucht zurückzustrampeln.

Scharen von geflügelten Wesen schossen aus dem grün leuchtenden Wasser und flatterten geisterhaft in alle Himmelsrichtungen davon. Eines von ihnen flog direkt über das Boot. Der Junge wurde von eiskalter lähmender Panik erfasst. Er traute seinen Augen nicht. Dicht über ihn hinweg raste so etwas wie ein Drache, ganz schwarz, mit

fledermausartigen Schwingen, dem Schwanz eines Leoparden, Adlerklauen und dem Kopf eines tollwütigen Hundes, kaltschnäuzig kläffend und jauchzend jaulend.

Es war ein Dämon, glücklich, wieder in die Welt der Menschen ziehen zu dürfen.

Um dort...zu wirken.

Der Hauptsammelplatz der Hexen ist die Ringspitz am Tegernsee… Dort tanzen sie ihre höllischen Reigen. Sehr häufig kommen sie ins Dorf herab, und deshalb ist Vorsicht geboten.

Noé

7. Der Brandner Kaspar

„Es wird Zeit, die Außenwelt zu erkunden“, dachte sich Luzie.

Von ihrem Zimmerfenster aus konnte sie den dicht bewaldeten Ringberg sehen und darauf das Schlösschen, das natürlich schon lange ihre Neugier geweckt hatte.

„Das ist gar nicht so alt, wie es aussieht“, hatte ihr Vater gemeint, als sie ihn zum ersten Mal danach fragte, natürlich in der Hoffnung, es könne sich um so etwas wie ein verwunschenes Märchenschloss handeln oder zumindest so alt und geschichtsträchtig sein, dass ihm unweigerlich ein gewisser Zauber anhaften musste.

Luzie liebte Märchen. Geschichten überhaupt.

„Herzog Luitpold fing vor 75 Jahren an, das Ding zu bauen. Als er Anfang der Siebziger starb, war es immer noch nicht ganz fertig. Die bauen heute immer noch daran herum. Dort finden Tagungen statt. Gehört der Max-Planck-Stiftung.“ Das waren Vaters knappe und sachliche Informationen gewesen. Vater war immer knapp und sachlich, wenn ihn etwas offensichtlich nicht interessierte. Luzie war der Meinung, dass Dinge, die sie interessierten auch ihren Vater interessieren

müssten. Im Normalfall. Ihre Eltern waren aber nicht normal. Soviel stand fest.

Also gut: das, was ihr Vater über das Ringbergschloss erzählte, klang nun wirklich nicht sonderlich märchenhaft. Wie jedoch konnte es sein, dass da in greifbarer Nähe ein durchaus märchenhaft anzusehendes Schloss stand, ohne dass sich dahinter etwas Sagenumwobenes verbarg?

Heute, am 1. August 1987, wollte Luzie der Sache auf den Grund gehen.

„Wo gehst du hin?“ fragte ihre Mutter.

„Radfahren“, antwortete Luzie knapp und sachlich. Luzie beantwortete Fragen immer knapp und sachlich, wenn sie den Eindruck hatte, man interessierte sich ohnehin nicht für die Antwort.

Dann war Luzie unterwegs. Sie stellte sich vor, ihr Fahrrad wäre ein feuerroter Pegasus, der sie zu einem geheimnisvollen Schloss tragen würde, wo sie dann die seltsamsten Abenteuer…

Oh weh, Sophie, die Klassenzweitbeste kam ihr entgegen gefahren, ebenfalls auf einem roten Fahrrad. Sophie lächelte schon von weitem, offenbar hoch erfreut, Luzie zu sehen. Luzie lächelte nicht. Die beiden hielten an.

„Du hast ja genau das gleiche Fahrrad wie ich“, sagte Sophie zur Begrüßung.

Luzie nickte, während sie sich fragte, was Sophie damit wohl sagen wollte. Im Übrigen wäre „Pegasus“ die wohl angemessenere Bezeichnung gewesen.

„Wohin fährst du?“ fragte Sophie immer noch lächelnd.

Luzie war keinesfalls bereit, ihre Pläne preiszugeben. Das war *ihr* Spiel. Ihres ganz allein.

„Ich fahr nur so rum.“

„Ich fahre zur Popperwiese“, verkündete Sophie. „Super Badewetter.“

Luzie war bisher noch kein einziges Mal im See schwimmen gewesen. Irgendwie war ihr der Tegernsee unheimlich.

„Komm doch mit!“ sagte Sophie. Sie war nur einen Monat älter als Luzie, hatte aber schon einen richtigen Busen, was Luzie sehr befremdlich fand. „Komm schon!“

Luzie fühlte sich bedrängt. Konnte man sie denn nicht in Ruhe lassen. Sie schüttelte nur den Kopf und gab ihrem Pegasus die Sporen. Sie konnte fühlen, wie Sophie ihr nachschaute. Sie wusste, dass das Lächeln jetzt verschwunden war und stattdessen etwas Trauriges, Sorgenvolles auf Sophies Gesicht zu sehen war. Dennoch blickte Luzie nicht zurück, sondern raste die Straße entlang. In Pegasus-Geschwindigkeit.

„Popperwiese“, dachte Luzie verächtlich. „Wie das schon klingt.“ Ihre halbe Schulklasse war wahrscheinlich dort versammelt. „Super Badewetter. Pfff!“

Luzie fuhr am Mühlbach entlang bis zu dem kleinen Elektrizitätswerk und folgte dann einem kleineren Bach stromaufwärts, von dem sie überzeugt war, dass er aus dem Ringberg entsprang. Der schmale Pfad, der zwischen Wiese und Bach entlang führte, mündete in eine kleine Straße, in die Luzie, ohne nach rechts oder links zu sehen, mit höchster Pegasus-Geschwindigkeit, einbog.

Autoreifen quietschten. Luzie blieb stehen und wandte sich um. Hinter ihr war ein grüner Kleinbus zum Stehen

gekommen. Ein Mann stieg aus. Er war ganz in schwarz gekleidet, Gesicht und Hände waren rußverschmiert. Sein Haar war weißgrau und sein Schurrbart gelb. Offenbar handelte es sich um einen Kaminkehrer.

„Musst schon aufpassen, Mädel“, rief er Luzie mit weit aufgerissenen Augen zu. „Hätt` dich beinahe überfahren.“ Der Mann wirkte wirklich sehr erschrocken. Aber er hatte auch etwas sehr Trauriges in seinen Augen. Und diese Tatsache war es, die Luzie bewog, ihr Fahrrad abzustellen und auf den Mann zuzugehen.

„Entschuldigung“, sagte Luzie. Sie wirkte jetzt nicht mehr so schüchtern wie vorher, als sie mit Sophie redete. Sie sah dem Mann geradewegs in die Augen.

„Ist ja nix passiert“, antwortete der Mann mit beschwichtigendem Lächeln.

„Bist du ein Kaminkehrer?“

„Ja, ich bin der Kaminkehrermeister hier in Rottach-Egern.“

„Weißt du, wo dieser Bach entspringt?“

„Der Wiesenbach? Der kommt vom Ringberg runter.“

Luzies Blick folgte dem Bach, stromaufwärts, wo er hinter den Häusern der Straße verschwand.

„Wie komme ich zum Ringberg?“

„Einfach die Straße hier bergauf, oben dann rechts, bis vor zur Hauptstraße. Und dann musst du wirklich aufpassen. Rechts und links schauen. Wenn du die dann überquert hast, bist du direkt am Fuß vom Ringberg.“

„Danke, Herr Kaminkehrermeister“, sagte Luzie fröhlich. „Ein Glück, dass ich Sie getroffen habe.“

Luzie ging zurück zu ihrem Fahrrad und rief noch einmal zurück: „Ich heiße übrigens Luzie.“

Der Kaminkehrer stand immer noch auf der Straße, neben seinem grünen Bus, und sah wieder sehr ernst und traurig drein.

„Ich weiß, wer du bist“, meinte Luzie ihn murmeln zu hören. Doch sie dachte nicht weiter darüber nach, sondern radelte los, die Straße bergauf, dann rechts und weiter bis zur Hauptstraße, die sie diesmal ohne Vorfälle überquerte.

Auf der anderen Seite führte eine Straße steil am nördlichen Waldrand des Ringbergs entlang. Luzie trieb ihren Pegasus den Berg hinauf bis zu einem alten Gasthaus, dem Bichlhof, wo sie ihr treues Reittier an einer Schranke festband.

Hinter der Schranke führte ein Spazierweg weiter am Waldrand entlang. Luzie ging zu Fuß weiter.

Nach etwa zweihundert Metern blieb sie stehen und musterte die Umgebung.

„Mh“, sagte sie und blickte sehr grimmig und entschieden die bewaldete Böschung hinauf. „Das Schloss muss direkt über mir liegen.“ Ebenso grimmig und entschieden sprang Luzie darauf in den Wald und kämpfte sich, als ginge es um die Eroberung einer Burg, den Berg hinauf. Die Böschung war so steil, dass sie sich nur auf allen Vieren fortbewegen konnte. Sie fand Halt an Wurzeln und kleinen Bäumen. Manche waren abgestorben und morsch und zerbrachen unter Luzies Griff. Das Mädchen fühlte sich wie ein zorniger Drache, der den Wald verwüstend zum Schloss hinauf kroch, um eine Prinzessin zu entführen. Manchmal, wenn der Drache den Halt verlor, rutschte er auf seinem Bauch ein Stück die Böschung hinab

und knurrte dabei gefährlich. Der Drache hatte keine Angst abzustürzen, es erweckte lediglich seinen Unmut, wenn er nicht so schnell voran kam, wie er es wollte.

Bald stand der Drache am oberen Rand der Böschung, vor sich die mächtige Mauer des Ringbergschlosses. Er hatte es geschafft. Doch dann verwandelte er sich urplötzlich in ein kleines Mädchen zurück. Denn was Luzie erblickte, erschreckte sie so, wie sie noch nie etwas erschreckt hatte. Das war kein Spiel mehr. Das war keine Fantasie. Auch wenn es eigentlich nichts anderes sein konnte als Einbildung. Und dennoch war es, wie es sich Luzie in seiner fast belanglosen Selbstverständlichkeit präsentierte, so wirklich wie ein rotes Fahrrad.

Lässig an die Schlossmauer gelehnt, stand ein seltsames Wesen, das Luzie verschlagen angrinste. Die Verschlagenheit war das erste, was Luzie bemerkte. Sie wusste sofort, dass es dieses Wesen nicht gut mit ihr meinte. Und so wie es aussah, konnte es sich nur um einen Teufel handeln.

Er war etwa einen Kopf größer als Luzie, seine Beine waren die eines Ziegenbocks, der übrige Körper weitgehend menschenähnlich, bis auf die ebenfalls ziegenbockartigen Hörner, die aus seiner Stirn herauswuchsen. Das Wesen war lediglich mit einem Lendenschurz bekleidet. Seine nackte Haut wirkte wie gegerbtes Leder. Unter seinen buschigen Augenbrauen lugten böse dunkle Augen hervor. Sie musterten Luzie von oben bis unten, während das rotbärtige Grinsen des Teufels immer breiter und verschlagener wurde.

Luzie stand wie versteinert da. Das war kein Spiel.

Dann rannte sie los, immer an der Mauer des Schlosses entlang. Sie wagte nicht, sich umzudrehen. Doch das Knacken der Äste hinter ihr verriet, dass der Teufel ihr folgte. Das Mädchen rannte um ihr Leben. So schnell sie nur konnte, mit rasendem Herzen. Nach Luft japsend, schluchzend, weinend. Sie hatte solche Angst.

DAS WAR KEIN SPIEL! Schnell. Schnell. Immer an der Mauer entlang. Da musste es doch einen Eingang geben, ein Tor zur normalen Welt, zu Tagung und Stiftung, weg von diesem Teufelswesen, das sie verfolgte.

Luzie stolperte über eine Wurzel und stürzte auf die steinige Erde. Unmittelbar hinter ihr, ein boshaftes Kichern, wie das Meckern einer Ziege. Schnell war Luzie wieder auf den Beinen. Ein Blick zurück. Der Teufel war keine drei Meter von ihr entfernt. Luzie lief weiter, rief um Hilfe. Und stürzte erneut. Dann sah sie über sich die Fratze ihres Verfolgers, böse grinsend, Schaum vor dem Mund, die Augen vor Verzückung schielend.

„Tu mir nichts! Bitte tu mir nichts!“ schrie Luzie verzweifelt. Der Teufel ordnete seine entgleisten Gesichtszüge, wischte sich den Speichel vom Mund und raunte dann mit fast zärtlicher Stimme: „Aber genau darum geht es doch, mein kleines Mädchen. *Natürlich* tue ich dir etwas.“ Er hatte einen ausländischen Akzent, der Luzie an den eines griechischen Arbeitskollegen ihres Vaters erinnerte, der manchmal zum Essen kam. Das Wesen zog jetzt wieder die Grimasse eines Wahnsinnigen, milchiger Speichel tropfte aus seinen Mundwinkeln in seinen roten Ziegenbart.

Plötzlich hatte Luzie einen Stein in der Hand. Ohne zu überlegen, schleuderte sie ihn auf das Monster. Der Stein traf es an der Stirn, zwischen den Hörnern, so dass es strauchelte.

Luzie sprang auf und rannte weiter. Ohne sich umzublicken, ohne nach Hilfe zu rufen. Sie sparte sich die Luft fürs Laufen, konzentrierte sich nur auf ihre Beine und den Weg, der unmittelbar vor ihr lag. Wie in Trance, wie betäubt. Weiter an der Schlossmauer entlang.

Wieder das Knacken der Äste hinter ihr, und das immer lauter werdende irre Kichern. Dann stürzte Luzie zum dritten Mal. Jetzt war alles aus.

Doch als sie aufblickte, war der Teufel spurlos verschwunden.

„Was war das?“ fragte sie sich laut und rappelte sich auf. Ihre nackten Arme waren mit mehreren leichten Schürfwunden übersäht, ihre Jeans war an den Knien zerrissen, die Knie selbst blutig und dreckig. Sie fühlte keinen Schmerz.

„Der war echt“, murmelte Luzie vollkommen durcheinander. „WAS WAR DAS?“

Weiter vorne, einige Meter entfernt, konnte sie einen abschüssigen Wanderweg entdecken. Luzie lief hinüber und fühlte sich, dort angekommen, gleich ein bisschen sicherer. Der Weg schien weiter unterhalb an das Eingangstor des Schlosses zu führen.

Und plötzlich, wie aus dem Nichts, stand der schreckliche Teufel wieder vor ihr. Keine zehn Meter entfernt. Und er rannte Luzie entgegen, den Weg hinauf.

Luzie verließ den Weg, schlug sich in den Wald. Weg vom Weg. Weg vom Schloss. Weiter ins Ungewisse. Der Teufel

hinter ihr her. Immer tiefer trieb er sie in den unwegsamen Wald hinein. Er spielte mit ihr.

Dann saß Luzie in der Falle. Vor ihr öffnete sich unvermutet eine tiefe felsige Schlucht. Zwanzig Meter ging es senkrecht nach unten.

Luzie drehte sich um, stand zitternd da, im Rücken den Abgrund und vor sich ein Teufel, der ihr *natürlich* etwas tun würde.

„Du willst doch nicht da runterspringen“, säuselte das Wesen listig, „und mir die schöne Jagd verderben. Mh?“

„Die Jagd hat ein End“, hörte Luzie jemanden sagen. Ein alter Mann näherte sich ihr von links. Mit seinem Finger zeigte er drohend auf den Teufel. „Weißt wohl nicht, wer das ist, die du da jagst.“

„Nein“, antwortete das grausige Wesen auf einmal sehr kleinlaut. „Aber ich weiß, wer *du* bist.“

„Dann ist´s recht“, sagte der alte Mann, der Luzie jetzt erreicht hatte und sie sanft vom Rand der Schlucht wegzog. Das Wesen machte einen sehr verlegenen Eindruck. Geistesabwesend befühlte es die Wunde an seiner Stirn, die ihm Luzie mit dem Stein zugefügt hatte.

„Steh nicht blöd rum“, schimpfte der alte Mann, während er Luzie seine Jacke um die Schulter legte. „Verschwind!“

Und tatsächlich, der Teufel machte sich eilig davon und verschwand im Wald. Der Albtraum schien vorüber zu sein.

„Danke“, stammelte Luzie und sah zu dem alten Mann auf, der sie behutsam auf einen Baumstumpf setzte. Dann ging er vor Luzie in die Hocke. Für sein Alter schien er sehr beweglich zu sein. Haar und Bart waren schlohweiß, sein Gesicht von

Tausenden von Falten zerfurcht. Er musste wirklich sehr alt sein.

„Hast dich recht erschreckt, Kleine?“ sagte er und zog eine Wasserflasche und ein Taschentuch aus den Innentaschen der Jacke hervor, die er Luzie umgeworfen hatte. Mit väterlicher Selbstverständlichkeit reinigte er die Wunden an Luzies Knie und Ellenbogen.

„*Wer* bin ich?“ Luzie wirkte plötzlich wieder sehr gefasst.

„Wie meinst du das?“ Der alte Mann zog die struppigen Augenbrauen hoch und tat recht unschuldig.

„Du sagtest zu dem Teufel, er wisse wohl nicht, wer ich sei.“

„Du drückst dich ja ganz schön vornehm aus, für ein kleines Mädel.“

Luzie hatte den Eindruck, der alte Mann wollte vom Thema ablenken.

„Also, *wer* bin ich?“

„Ein kleines Mädel halt.“ Der alte Mann schien einen Augenblick nach den richtigen Worten zu suchen. „Zu jung für einen Faun“, meinte er dann brummend. „Aber der wollt dich eh nur erschrecken.“

„Ein Faun war das also.“ Ein kalter Schauer fuhr Luzie über den Rücken. Sie musste sich schütteln und schüttelte damit den verbliebenen Schock ab.

„Ich dachte, das war ein Teufel“, sagte sie.

„Nein, das war ein Faun, kein Teufel, auch wenn es mir so vorkam, als käme er geradewegs aus der Hölle.“ Der alte Mann machte ein sehr nachdenkliches Gesicht.

„Ein Faun“, murmelte Luzie, ebenfalls sehr nachdenklich. „Merkwürdiges Monster.“

„Ich bin der Kaspar“, stellte sich der alte Mann, der sich plötzlich aus seiner Versunkenheit löste, vor und streckte Luzie die rechte Hand entgegen. „Der Brandner Kaspar.“ Luzie gab ihm die Hand und musste ein bisschen über den Namen des Alten kichern.

„Ich heiße Luzie.“ Jetzt musste der Brandner Kaspar ein bisschen kichern. Warum, behielt er für sich.

„Wieso hatte der Faun so Angst vor dir?“ fragte Luzie.

„Ich kenn halt ein paar wichtige Leut.“ Offensichtlich war es dem Brandner Kaspar nicht allzu angenehm, über diese Dinge zu sprechen. Und doch konnte er sich Luzies Fragen schlecht entziehen. Immerhin hatte dieses Mädchen gerade etwas Außergewöhnliches, etwas außergewöhnlich Schockierendes und Befremdliches erlebt. Wie konnte er sie mit all ihren Fragen allein lassen.

„Was sind das für wichtige Leute, die du kennst? Sind das Monsterjäger oder so?“

Der Brandner Kaspar druckste herum, was Luzie nur noch neugieriger machte: „Jetzt sag schon!“ Da klopfte der Brandner Kaspar auf seine Lederhosen, als wäre ihm ein rettender Einfall gekommen. Sich ausgiebig räuspernd stand er auf und begann zu erzählen, während er vor Luzie auf und ab ging. Er bemühte sich, hochdeutsch zu sprechen, auch wenn sein einheimischer Dialekt kaum zu verbergen war.

„Weißt, Mädel, hier in den Wäldern, verborgen vor den Menschen, hausen so einige seltsame Geschöpfe. Da kenn ich zum Beispiel ein Gespenst namens Kaibelplärra. Das war einst ein Abt im Kloster Tegernsee. Zu Lebzeiten war er ein sehr hartherziger Mann. Die Bauern haben ihn gehasst, weil er eine

sogenannte Blutsteuer auf das Vieh einführte. Von jeder Kuh wollte er die ersten drei Kälber. Eine schwere Last für die armen Fronleut. Aber die Strafe blieb nicht aus. Kurz nach des Abtes Tod spukte ein seltsamer Geist in den Gemäuern des Klosters. Der Abt selbst war dieser Geist. Er erschien in sonderbarer Gestalt. Man erzählte sich von einem Kalb mit dem Kopf eben jenes Abtes. Und das Gespenst lief des Nachts blökend durch die Gänge des Klosters und erschreckte die Mönche. Bis ein furchtloser Prior den Kaibelplärra überreden konnte, das Kloster zu verlassen. Seitdem wohnt er hier auf dem Ringberg. Eigentlich ist er ein ganz netter Kerl. Er hat sich halt gebessert."

Luzie musterte wenig beeindruckt den alten Mann. Ihr war sofort klar gewesen, dass diese Geschichte nur wenig mit den wichtigen Leuten zu tun hatte, die der Brandner Kaspar kannte und die es vermochten, den schrecklichen Faun so einzuschüchtern. Der Brandner Kaspar merkte das und wurde verlegen.

„Und den Tod…" er räusperte sich erneut und ging wieder in die Hocke, während Luzies wissbegierige Augen jeder seiner Bewegungen folgten, „…den kenn ich beispielsweise auch." Er räusperte sich noch einmal und fügte dann, als wäre es ihm peinlich, heiser hinzu: „Persönlich."

„Den mit der Sense?" fragte Luzie, die sich inzwischen über nichts mehr wunderte.

„Ja, früher ist der schon mit so was rumgelaufen. Und letztes Jahr, an Weihnachten, hab ich den Teufel kennengelernt. Persönlich." Der Brandner Kaspar seufzte und fügte

geistesabwesend murmelnd hinzu: „Und wie´s ausschaut, lerne ich bald noch eine weitere wichtige Persönlichkeit kennen.“

„Wen?“

„Du stellst aber viel Fragen.“

„Es ist ja auch alles höchst fragwürdig, was hier passiert. Vielleicht werde ich ja verrückt.“

„Ja, da möcht man schon an seinem Verstand zweifeln, wenn man mir nichts dir nichts einem Fabelwesen begegnet.“

„Und gleich danach einem, der den Tod und den Teufel persönlich kennt.“ Luzie grinste und machte ganz und gar nicht den Eindruck, als ob sie verrückt werden würde. Nein, sie wirkte, trotz der jüngsten Geschehnisse, erstaunlich gefasst.

„Man muss halt auf den Wanderwegen bleiben“, brummte der Brandner Kaspar, der sich für einen Moment nicht ernst genommen vorkam, „dann passiert so was nicht.“

„Von wegen auf Wanderwegen passiert nichts“, sagte Luzie und erinnerte sich, wie sie der Faun vom Wanderweg weg in den Wald gehetzt hatte.

„Seltsam.“ Der Brandner Kaspar schien wieder in schwere Gedanken zu versinken. „Wirklich seltsam. Taucht da auf einmal so ein Faun auf.“

„Bist *du* dann auch so was, wie ein Gespenst?“ Luzie hörte einfach nicht auf zu fragen.

„Nein, aber das ist eine andere Geschichte. Die erzähl ich dir ein anderes Mal. Ich glaub, ich hab heut noch was Wichtiges zu erledigen.“

„Wann sehen wir uns wieder?“ Luzie klang sehr bestimmt.

„Morgen zur selben Zeit, wenn du magst“, lächelte der Brandner Kaspar. „Kommst dahin, wo die Weißach in den See fließt, da wo das Kieswerk ist. Da können wir uns treffen.“

„Und jetzt lässt du mich allein?“ fragte Luzie und war auf einmal doch wieder etwas ängstlich. „Hier in diesem komischen Wald, mit Faunen, Kabbl-Babbls, und was sonst noch?“

Natürlich ließ sich der Brandner Kaspar schnell erweichen, Luzie bis zu ihrem Fahrrad zu begleiten.

Dann trennten sich ihre Wege.

1. August 1987, 17:30 Uhr, Rottach-Egern, Seepromenade

Die Pforte der Hölle stand seit letzter Nacht offen.

Marja Mora hatte ihre Engelsschwingen abgelegt und spazierte, unauffällig in Jeans und T-Shirt gekleidet, die Seestraße von Rottach-Egern entlang, um zu sehen, ob die Dämonen, die in der Nacht die Hölle verlassen hatten, bereits alles in Beschlag genommen hatten und ihr Unwesen mit den Menschen trieben. Nichts jedoch deutete darauf hin. Alles war wie immer. Nicht mehr und nicht weniger dämonisch lockten die Schaufenster der exklusiven Mode- und Kunstgeschäfte mit ihren geschmacklosen und überteuerten Waren, zeigten sich promenierende, übertrieben geschminkte Damen in ihren sommerlichen Designerkostümen, schlenderten braungebrannte Gigolos weltmännisch die Straße auf und ab.

Die Sonne sandte ihre wärmenden Strahlen vom wolkenlosen Blau des Himmels hinab auf das alltägliche Treiben der

ahnungslosen Menschen. Nichts deutete auf die Anwesenheit von Höllenvolk hin. Offenbar hatten sich die dämonischen Ausflügler auf den gesamten Erdenball verteilt und traten nicht geballt im Tegernseer Tal auf. Marja Mora war erleichtert, dass sich der Auszug der Dämonen bisher so unauffällig gestaltete und den Bewohnern des Tals scheinbar völlig verborgen blieb.

Es war eine unruhige Nacht gewesen. Marja Mora hatte sich, nachdem der Bann vom Tor der Hölle und vom Wasser des Sees genommen war, in ihr Gemach zurückgezogen. Ihre Schlafzimmertür war von ihr vorsichtshalber mit einem unüberwindlichen Engelszauber belegt worden. Im Keller des Schlosses jedoch hatte die ganze Nacht ein infernalischer Lärm getobt. Die Scharen der Hölle waren ohne Unterlass vom Schacht her durch das Tor geströmt. Vor der Druckkammer war es zu Stauungen gekommen. Das Unterwasserschlösschen war voll mit Dämonen, die ungeduldig darauf warteten, durch den See in die Welt der Menschen zu gelangen. Schlaflos und voller Gewissensbisse hatte sich Marja Mora in ihrem Himmelbett hin- und hergewälzt. Die Vorhänge des Schlafzimmerfensters hatte sie zugezogen, damit kein zufällig vorbeitauchender Dämon hineinsehen konnte und auch, damit *sie* keine dieser Kreaturen erblicken musste. Gegen Morgen war es ruhiger geworden. Höllenvolk bevorzugt es, bei Nacht zu reisen.

Das schlechte Gewissen rumorte auch jetzt noch schmerzvoll in Marja Moras Bauch. Sie hatte das Böse auf die Menschheit losgelassen. Überall in der Welt - davon konnte man ausgehen - geschahen seit letzter Nacht unerklärliche und schreckliche

Dinge. Doch man würde die einzelnen Vorkommnisse nicht in Zusammenhang bringen. Vor allem nicht in einer Welt, in der man den Glauben an das sogenannte Übernatürliche längst verloren hatte. Menschen würden verschwinden, auf merkwürdige Weise zu Tode kommen, Unfälle würden sich häufen, Streitigkeiten eskalieren. Die Menschen würden sich gegenseitig verletzen, ohne zu wissen, was sie eigentlich antrieb. Doch all dies passierte seit jeher auch ohne das Zutun von Dämonen, und so würde niemand Verdacht schöpfen. Jedenfalls kein Mensch. In der paranormalen Welt allerdings hatte sich der Vorfall mit Sicherheit bereits herumgesprochen.

Der Engel wandte seinen Blick von dem überladenen Schaufenster einer Modeboutique ab und entdeckte die Parkanlage auf der anderen Straßenseite, direkt am Seeufer. Gedankenverloren schickte sich Marja Mora an, die Straße zu überqueren. Ein schwerer dunkler BMW kam von links mit viel zu hoher Geschwindigkeit herangefahren. Marja Mora, die schon auf der Bordsteinkante stand, konnte für einen kurzen Augenblick den Fahrer des Wagens sehen.

„Mein Gott!“ Sie kannte ihn.

Es war der Teufel!

Abaddon!

Der Wagen rauschte eng an ihr vorbei. Im Kofferraum war ein schwarzer Hund, der den Engel durch die Scheibe anbellte und die Zähne fletschte.

Leviathan!

Dann blieb der BMW plötzlich mit quietschenden Reifen stehen. Marja Mora rannte über die Straße. Die Rücklichter des Wagens leuchteten auf. Doch er bewegte sich nicht

rückwärts. Das Auto machte einen unschlüssigen Eindruck, wie es da so mitten auf der Straße stand. Einige Passanten blieben stehen und starrten es neugierig an. Der Hund, Leviathan, kläffte und schlug mit den Pfoten gegen die Heckscheibe.

Marja Mora erreichte die Parkanlage und hoffte mit klopfendem Herzen, dass Abaddon die Bestie nicht, ungeachtet des Aufsehens, das dadurch erregt werden würde, auf sie hetzte. Ohne sich umzusehen lief Marja Mora Richtung Kur- und Kongresshalle. Sie erreichte schließlich die Pizzeria Manfredi, lief hinein, bestellte sich an der Bar einen Schnaps, „Was für einen?“, „Irgendeinen!“ und bahnte sich den Weg durch die noch leeren Tischreihen, zu den Toiletten. Dort verstopfte sie den Abfluss des Waschbeckens mit Papierhandtüchern und ließ Wasser ein. Sie tauchte ihre Finger in das Wasser und murmelte eine Beschwörung. Als sie die Finger wieder hinauszog, wurde das Wasser milchig trüb. Nach einem kurzen Augenblick erschien ein Gesicht auf der Wasseroberfläche, das heißt, das Gesicht, das erschien, lag im Schatten einer Kapuze, doch das darunter hervorragende Hirschgeweih identifizierte die Erscheinung als Cernunnos, den Gott der keltischen Unterwelt.

„Ich muss Dagon sprechen“, rief die Hüterin des Sees aufgebracht ins Waschbecken. „Es ist von höchster Dringlichkeit.“

„Senator Dagon ist derzeit nicht abkömmlich“, hallte Cernunnos Stimme durch die Damentoilette. „Ihr müsst mit mir Vorlieb nehmen.“

Marja Moras Stimme überschlug sich: „Abaddon ist hier! Wenn er bemerkt, dass der Bann aufgehoben ist, kann er ungehindert in die Hölle gelangen.“

Cernunnos blieb ungerührt: „Ich werde die Information an die zuständigen Behörden weiterleiten.“

„Ihr werdet was?“ Marja Mora war außer sich. „Ich muss sofort Dagon sprechen!“

„Senator Dagon wird sich sobald als möglich mit Euch in Verbindung setzen“, sagte Cernunnos. Dann verschwand er. Das Wasser im Waschbecken wurde wieder klar.

„Vollidioten“, grunzte der Engel. „Ich jedenfalls weiß, was jetzt zu tun ist.“

Als Marja Mora die Toilette verließ, sah sie durch die Gardinen der Fenster Abaddon vor dem Restaurant auf und ab gehen. Er blickte nervös abwechselnd auf seine Armbanduhr und in Richtung Kur- und Kongresshalle.

Der Teufel hatte sich als gutaussehender Herr Mitte vierzig getarnt. Er trug einen beigen Sommeranzug, unauffällig und dennoch seriös, Sonnenbrille, Aktentasche. Er war ganz Geschäftsmann.

Doch Marja Mora, die wie angewurzelt vor der Toilettentür stehen geblieben war, sah neben Abaddons Verkleidung auch seine wahre Gestalt: Einen Kopf größer, muskulös wie ein antiker Gladiator, mit einem Paar gefährlicher Hörner, die aus seiner Stirn herausragten. Gleichzeitig gewahrte Marja Mora seine ursprüngliche Gestalt, die des Luzifer, gekleidet in eine bescheidene weiße Robe, mit gülden leuchtendem Haar und den Schwingen eines Schwans.

Hinter der Theke schaute Manfredi erwartungsvoll zu Marja Mora herüber: „Ramazotti okay?“

Marja Mora sagte: „Schnaps. Keinen Likör“, machte kehrt und verschwand wieder in der Toilette.

„Alora…Grappa“, brummte Manfredi.

Erst nach fünf Minuten wagte sich Marja Mora wieder aus der Toilette. Abaddon war verschwunden. Der Engel leerte den Grappa in einem Zug, zahlte und verließ die Pizzeria. Er war in Eile. Der See musste so schnell wie möglich wieder mit einem Bann belegt werden. Nicht auszudenken, wenn Abaddon und Levi…

Hinter Marja Mora begann ein Hund zu bellen. Sie fuhr zusammen.

Leviathan.

Aber es war nicht Leviathan, sondern ein Spitz, der einen völlig desinteressierten, im Schatten einer Hecke dösenden Schäferhund ankläffte.

Beide scheinbar herrenlos.

Otkar und Adalbert gründeten im bayerischen Sundgau ein Kloster am tegerin-seo - das heißt Großer See, so war sein althochdeutscher Name bis zum Jahr 1000 - an der sonnigsten und schönsten Uferstelle, wohl im Jahr 746...

Mohr

8. Die Bekenntnisse des Lugus Samildanach

Keltische Unterwelt, Hölle, 1. August 1987

Hohe Götter der Hölle,

verehrte Dämonen,

liebe Freunde,

wie ich erfahren durfte, wurde vergangene Nacht die Pforte der Hölle geöffnet.

Den Senatoren Dagon und Asmodi ist es also tatsächlich gelungen, einen Pakt mit der Hüterin des Sees zu schließen.

So misstrauisch im Besonderen Ihr, meine lieben Freunde aus dem Volk der Dämonen, auch Dagons und Asmodis Plänen, dem Engel Marja Mora einen Platz auf dem Thron der Hölle zu geben, gegenüberstehen mögt, so froh ist doch die Kunde, dass wir Völker der Hölle, Götter wie Dämonen, aber auch Geister und Kobolde, dass wir alle fortan frei sind. Endlich können wir wieder auf der Menschen Erde wandeln.

Was mich betrifft, so zieht es mich zurück in meine ursprüngliche Heimat, in meine Geburtsstadt Lugudunum (Lyon). Schon morgen werde ich zu einer Studienreise nach Rom aufbrechen (Ihr alle kennt meine Liebe zur römischen Antike, und jetzt endlich kann ich die Ewige Stadt

wiedersehen), um danach über einen Umweg nach Irland, wo ich heute immer noch verehrt werde, ins ehemalige Gallien zurückzukehren.

Es ist Euch, liebe Freunde, nicht neu, dass ich ein sehr heimatverbundener Gott bin, weswegen ich während meines fast zweitausendjährigen Aufenthalts hier in der Hölle auch nur selten den Distrikt der Keltischen Unterwelt verlassen habe.

So sehr ich die Zeit in der Hölle und Eure vorzügliche Gesellschaft genossen habe, liebe Freunde, und so schwer es mir auch fällt, Euch zu verlassen, so ist es doch meine göttliche Pflicht, zu meinem Volke zurückzukehren.

Dem Reich der Hölle werde ich mich für immer verbunden fühlen, denn hier habe ich Zuflucht gefunden, als Engel mich mit flammendem Schwerte von meinem Volke trennten und in den Abgrund schleuderten. Und aus Zuflucht wurde Heimat. Und aus Dämonen wurden treue Freunde, die auch in Kriegszeiten zu mir hielten und mich in meiner unparteiischen Zurückgezogenheit nicht behelligten. Und aus gleichsam vertriebenen Göttern aus aller Herren Länder wurden weitere treue Freunde. Und Euch, verehrte Dämonen, hohe Götter, Euch, meine lieben Freunde, will ich in diesem Briefe beichten, was mich seit Jahrhunderten bedrückt.

Es ist meine tragische Geschichte von der Langen Treppe.
Ihr könnt Euch erinnern, es war ein schwerer Schlag für die Hölle, als damals kurz nach Fertigstellung unseres lang ersehnten Notausgangs dieser durch Sabotage von Sterblichen für uns gänzlich unnutzbar geworden war. Die Stimmung Hier Unten, ohnehin schon durch die Tatsache, dass uns die Engel

in der Hölle eingekerkert hatten, schwer angeschlagen, sank auf den Tiefpunkt. Die Welt der Menschen blieb uns weiterhin verwehrt. Ein schwerer Schlag auch für mich, den Erbauer der Langen Treppe, der Mühe, Liebe und Hoffnung in dieses Projekt legte. Und doch ist dies nicht die eigentliche Tragik dieser Geschichte. Nein, liebe Freunde, die Tragik dieser Geschichte liegt in der Schuld, die ich an dieser Misere trage.

Ja, seit langem trage ich ein schweres Kreuz mit mir herum. Ein Kreuz aus Schuld, Scham und Furcht.

Ich schäme mich für die Torheit, die ich im Jahre 745, kurz vor der Fertigstellung der Langen Treppe, beging. Und ich fürchtete mich so viele hundert Jahre lang davor, meine Auftraggeberin, die wundervolle und unvergessliche Astarte, könnte von dieser Torheit erfahren. Also schwieg ich mich darüber aus. Denn niemand außer mir wusste von dieser Torheit. Und niemand lastete mir die Schuld an dem Scheitern des Projekts an. Man betrachtete es als bösen Zufall, nicht zuletzt um die List der Menschen, unseren Notausgang mit einem Einhorn zu blockieren, abzuwerten. Vom bösen Zufall sprach man und empfand, wie Ihr Euch sicherlich erinnern könnt, ein schales Gefühl, niemanden dafür verantwortlich machen zu können, jedenfalls niemand greifbaren, an dem man sich rächen konnte.

Wer hätte gedacht, dass ich einen nicht unwesentlichen Beitrag an dieser unguten Geschichte geleistet hatte.

Doch hört meine Geschichte:

Alles begann mit einem Besuch der großen Höllengöttin Astarte auf meinem Jagdschloss, hier in der Keltischen Unterwelt. Es war im Jahre 744.

Abaddon, unser damaliger und unvergesslicher König, wurde von lähmenden Depressionen geplagt. Er hatte sich in seiner Residenz verkrochen und war, nach Aussagen des Generals seiner Leibgarde, Marchocias, nicht fähig, sein Bett zu verlassen. Sein Amt als König lag praktisch auf Eis.

Es gab andere Personen, die sich politisch engagierten, eine von ihnen war, wie ihr wisst, Astarte, die höchste der Gottheiten, die in der Hölle Zuflucht gefunden hatten.

Sie kam also eines Tages auf mein Jagdschloss, um sich mit mir „über eine ganz spezielle Angelegenheit“, wie sie sagte, zu unterhalten.

„Man nennt dich den Alleskönner“, begann sie unser Gespräch und angesichts ihrer hypnotisierenden Schönheit war ich zu können alles bereit. Selbst das Unmögliche. Und genau in diese Richtung ging ihr Anliegen. Sie fragte mich, ob es nicht möglich wäre, einen Notausgang zu bauen, der von der Hölle auf die Erde führte. Ich meinte, die Hölle wäre ja eigentlich nur für *eine* Verbindungstür konzipiert, und ich wüsste nicht, ob man nicht das kosmische Gleichgewicht durcheinander bringen würde, wenn man einer Welt, die seit so langer Zeit als ein Ort mit eben *einer* Pforten definiert ist, eine *zweite* hinzufügen würde.

„Das ist der Grund, warum wir eingesperrt sind“, hör ich Astarte noch heute verächtlich ausstoßen. „Unser Selbstbewusstsein ist dahin. Wir glauben nicht mehr an unsere Macht. Wir glauben an die Geschichten, die man sich über uns erzählt, an die Mythen, mit denen man uns umspinnt und mit denen man uns bindet. Warum glauben wir nicht mehr daran,

dass wir unsere eigenen Mythen erschaffen können? So wie einst, bevor uns die Engel zu Grunde richteten!“

Sofort dachte ich an einen Mythos mit dem Namen „Wie der findige Gott Lugus Samildanach die zweite Pforte der Hölle erbaute“, doch Astarte gegenüber bezweifelte ich weiterhin die Machbarkeit eines derartigen Vorhabens.

Plötzlich, und höchstwahrscheinlich begünstigt durch die unvergleichliche Schönheit Astartes, die mein Gehirn auf Hochtouren laufen ließ, denn ich wollte eine für sie befriedigende Lösung finden, wollte ihr dienen können, plötzlich also kam mir ein genialer Einfall. Statt einer zweiten Pforte baute man einfach einen Nebenausgang zur ersten Pforte. Das konnte das kosmische Gleichgewicht nicht so empfindlich stören. Der Titel des zugehörigen Mythos war dementsprechend weniger weltbewegend, nämlich „Wie der findige Gott Lugus Samildanach dem Tor der Hölle einen Nebenausgang hinzufügte“.

Immerhin, das war die Lösung. Astarte war zufrieden mit mir, nickte mir in erhabener Zustimmung zu und beauftragte mich mit dem Bau einer Treppe, die vom Schacht aus, das engelbewachte Tor umgehend, an die Erdoberfläche führen sollte.

„Es wird gelingen“, sagte sie, „weil es die listige Idee eines keltischen Gottes ist. Aber sie wird nur einmal gelingen.“

Das waren die weisen Worte der Astarte, doch ihre einzigartige Schönheit beeindruckte mich noch mehr als ihre Weisheit. Ja, es würde gelingen, und zwar nur einmal. An einen Mythos namens „Wie der findige Gott Lugus Samildanach versuchte, dem Tor der Hölle einen Nebenausgang

hinzuzufügen, jedoch scheiterte und daraufhin an einer anderen Stelle zu graben anfing“ würde niemand glauben. Und deswegen würde ein zweiter Versuch auch nicht funktionieren. Darüber machte ich mir jedoch keine Gedanken.

Meine Idee *allein* war es, die jene Treppe, die den Schacht mit der Menschenwelt verbinden sollte, schon halb entstehen ließ. Jetzt galt es, ein bisschen daran herumzufeilen, gestalterisch, handwerklich wie auch magisch, und ich beschloss, mir dafür ein ganzes Jahr Zeit zu lassen. Ich hatte den Erfolg ja schon in der Tasche. Ich musste mir nur noch über den genauen Hergang meiner Geschichte klar werden. Und so saß ich die ersten Monate, nachdem mich Astarte beauftragt hatte, in meiner Bibliothek und malte mir aus, wie ich meine göttliche Idee von der Langen Treppe, denn so wollte ich jenen Notausgang nennen, ausgestalten könnte und wie Astarte vielleicht mehr als ein wohlwollendes Nicken für mich als Dank aufbringen würde, wäre mein Werk erst einmal vollendet.

Zugegebenermaßen dachte ich weniger über den Nutzen nach, den die Völker der Hölle und unter anderem auch ich von einem Notausgang haben würden. Einzig und allein Astarte zu dienen, ihr zu gefallen war mein Bestreben. Doch auch wenn ich von Verliebtheit geblendet war, so ist dies keine Rechtfertigung für die Torheit, die ich beging. Doch eins nach dem Anderen.

Ihr alle kennt die offizielle Geschichte vom Bau der Langen Treppe, so wie sie in den Chroniken der Hölle geschrieben steht.

„Eines Nachts schlich Lugus Samildanach, den Engel in die Hölle geworfen hatten, zum Tor der Unterwelt, das von einem besonders gefährlichen Engel bewacht wurde, auf dass kein noch so geringer Dämon die Schwelle dieser Pforte übertreten mochte. Ganz bis zur Schwelle schlich Lugus jedoch *nicht*, denn dort pflegte der Engel zu sitzen. Auf halbem Wege, den Schacht hinauf, blieb Lugus stehen und griff zu seinem Hammer. Er schlug einen Tunnel in die Wand des Schachts und der Fels wurde unter seinen mächtigen Schlägen zu Sand. Bei jedem Schlag jedoch musste er laut husten, um das Zerbersten der Felsen zu übertönen. Auf diese Weise blieb dem Engel verborgen, was dort unten im Schacht vor sich ging.

Lugus grub sich stetig nach Norden, eine Stufe nach der anderen aus dem Fels schlagend, arbeitete sich immer weiter treppauf. Sein Ziel war die Erdoberfläche, die Welt der Menschen. Denn er wollte der Hölle entfliehen. Nach einigen Wochen hatte er sich seinen Weg durch Gestein und Erdreich bis zu einer Grotte gebahnt. Diese Grotte befand sich im Inneren eines Hügels. Und dieser Hügel befand sich in der Menschenwelt. Lugus baute mit handwerklichem Geschick eine Wendeltreppe, die zum Dach der Grotte führte, und richtete dort mit magischem Geschick eine Tür ein, die nur von innen zu öffnen war und die hinaus in die Welt der Menschen führte, auf den Gipfel des Hügels.

Als Lugus Samildanach zum ersten Mal diese Tür öffnete, wehte ihm die Luft der alten Erde entgegen…“

Und so weiter und so fort.

Die Geschichte ist natürlich stark abstrahiert. Ein Mythos eben.

Wie auch immer. Ich hätte gleich verschwinden sollen, damals, als ich die Türe zum ersten und einzigen Mal öffnete. Nur einen winzigen Augenblick spähte ich in die uns so lange vorenthaltene Welt der Menschen. (Ach, ich erinnere mich noch an den süßen Duft der Freiheit, der mir entgegenwehte.) Dann kehrte ich in die Hölle zurück, zu Astarte, um ihr zu berichten, dass sich die Fertigstellung des Baus verzögern werde. Es müssten da noch einige unverzichtbare Sicherheitsvorkehrungen (ich ging dabei nicht ins Detail) getroffen werden.

Ich verschwieg, dass der Rohbau bereits fertig war und dass der Notausgang bereits genutzt werden konnte. Die Lange Treppe sollte jedoch kein roh aus dem Fels geschlagener Tunnel sein. Sie sollte wie ein den Völkern der Hölle würdiger Weg in die Freiheit aussehen. Kurz gesagt, ein architektonisches Kunstwerk. Selbstverständlich wollte ich Astarte beeindrucken.

Es waren also ausnahmslos eigenwillige und lediglich ästhetische Gründe, warum sich die Fertigstellung des Notausgangs verzögerte. Die Eitelkeit eines verliebten Gottes.

Doch nicht nur diese Verzögerung war es, die ins Unglück führte. Doch eins nach dem Anderen.

Ich kehrte also zur Baustelle zurück, bestrebt, meinen roh aus dem Fels gehauenen Notausgang in ein Kunstwerk zu verwandeln. Ich errichtete eine Treppe aus schneeweißem Marmor, dessen kleinste Unebenheit mit feinem leuchtenden Rubinstaub ausgefüllt wurde. Das war eine mühsame Arbeit,

selbst für einen Gott, und es sollte fast ein ganzes Jahr dauern, bis sie endlich vollendet war. Der Rubinstaub war die einzige Lichtquelle. Was für ein Lichteffekt! Ein Bild für Götter. Weißer Marmor beleuchtet von feinen rubinrot leuchtenden Äderchen.

Ich erinnere mich gut an den Moment, als ich mich bis zum oberen Ende der Treppe hinaufgearbeitet hatte. Auf der obersten Stufe stehend sah ich die schnurgerade Lange Treppe hinab. Mein Werk lag vollendet zu meinen Füßen. Die Lange Treppe! Eine in die endlose Tiefe führende Röhre, von einem Gewirr aus feinen glühenden Rissen in rubinenes Rot getaucht. Doch ich gönnte mir nur einen kurzen Moment des Triumphes und wandte mich zu der Grotte um. Sie wollte ich mir als nächstes vornehmen. Ich hatte vor, sie ganz mit Blattgold auszukleiden. Wenn das geschafft war, wollte ich zu Astarte gehen und sie mit der guten Nachricht von der erfolgreichen Fertigstellung des Notausgangs erfreuen.

In der Grotte jedoch stand ein Einhorn und es sah mich drohend an, dieses Geschöpf der Unschuld, mich, der ich aus der Hölle kam, in der die Unschuld nicht existierte. Und ich wusste, dass es mich, der ich aus dem Sündenpfuhl heraufgekommen war, auf keinen Fall in der scheinbar seit neuestem von ihm bewohnten Grotte dulden konnte.

Instinktiv versuchte ich an dem Einhorn vorbeizustürzen, um die Wendeltreppe zu erreichen. Astarte war in diesem Moment vergessen. Mein einziges Bestreben war es, der Gefangenschaft der Hölle zu entrinnen. Doch dies gelang mir, wie in der Sage ausführlich berichtet wird, nicht. Das Biest nahm mich aufs Horn und schleuderte mich die ganze Lange

Treppe hinunter. Entsprechend lädiert erschien ich vor Astarte, um ihr die schlechte Nachricht von der Blockierung des gerade fertig gestellten Notausgangs zu bringen.

Astarte ließ sofort mehrere Orakel kommen und fragte diese nach dem Einhorn und wie es in die Grotte gekommen war. Übereinstimmend antworteten die Orakel, das Einhorn wäre von Menschen in diese Grotte gebracht worden. Sie hätten es gefangen und in die Grotte gesperrt, um den Notausgang zu blockieren, wissend dass keine Kreatur der Hölle, nicht einmal der Satan selbst die Macht besitzt, dieses die Unschuld personifizierende Wesen zu überwinden.

Auf die Frage, was das für Menschen waren, antworteten die Orakel, dass es sich um Fürsten handelte, die dabei waren, ein Kloster am Tegernsee zu erbauen. Die Namen Otkar und Adalbert fielen. Sie waren mir nicht unbekannt.

Ich erinnere mich an die Wut, die Astartes sonst so schönes Gesicht in viele hässliche Falten warf. „Bislang wurden wir von Engeln kontrolliert“, schrie sie. „Jetzt sind es schon die Sterblichen, die uns zum Narren halten.“

Meine Verliebtheit, die ich ein ganzes Jahr in meinem Herzen trug und die mich zur Arbeit antrieb, war mit einem Mal wie weggefegt. Ich hatte nur noch Angst vor Astarte. Angst im Besonderen davor, dass sie den Orakeln eine dritte Frage stellen könnte, nämlich wie diese Menschen, Otkar und Adalbert von dem Bau des Notausgangs erfahren konnten.

Sie fragte jedoch nicht. Und das rettete mich vor ihrem berüchtigt grausamen Zorn. Denn *ich selbst* war es, der Otkar und Adalbert die entsprechende Information gab. Das war meine Torheit. Doch eins nach dem Anderen.

Astarte hatte die Sache mit der Langen Treppe voreiligerweise publik gemacht. Die Völker der Hölle erwarteten ungeduldig die Freigabe des Notausgangs. Die Hoffnung auf Freiheit wurde nun enttäuscht. Der aus seiner Depression aufschreckende Abaddon konnte die Eskalation der Krise gerade noch verhindern. Schon damals zeigten sich die ersten Tendenzen zum Krieg der Höllenvölker untereinander. Und nur wenige Jahrhunderte später sollte es ja dann auch schließlich so weit kommen, dass sich die in der Hölle Eingesperrten in blinder Wut gegenseitig erschlugen.

Die sogenannte „Treppenkrise“ jedoch konnte unser ehemaliger und unvergesslicher König Abaddon, der damals wieder (wenn auch nur vorübergehend) an Autorität gewann, entschärfen, indem er kräftig auf den Tisch schlug. So nahm man es bald hin, dass man einmal mehr zum Narren gehalten wurde. Man sprach nicht mehr von dieser leidigen Angelegenheit. Und so fragte sich auch niemand, wie die Sterblichen Otkar und Adalbert von den Plänen der Hölle erfahren hatten.

Nun, genau das will ich Euch erzählen:

Es war im Herbst des Jahres 745. Zu dieser Zeit war ich gerade dabei, den bereits erwähnten Rubinstaub in die Marmoradern einzuarbeiten. Ich befand mich etwa in der Mitte der Langen Treppe. Vertieft in meine Arbeit und in Gedanken bei Astarte, gewahrte ich kaum die Schritte die sich mir von oben her näherten.

Dann standen sie plötzlich vor mir. Zwei bärtige Menschen in dunklen Umhängen, Fackeln und Schwerter in den Händen haltend. Ich war erbost, dass sie mich bei der Arbeit störten,

dachte aber nicht weiter darüber nach, wer sie waren, woher sie kamen und welche Gefahr sie für das doch eigentlich streng geheime Projekt darstellen könnten.

„Geht weg mit eurem plumpen Fackellicht! Stört mich nicht!“ murmelte ich und arbeitete einfach weiter. Ich konnte mich nicht aus meiner Versunkenheit lösen.

Die zwei Menschen stellten sich darauf als die Grafen Otkar und Adalbert vor und fragten, wo die Treppe hinführte. Sie wären bei zufälligen Grabungen auf die Grotte mit der Wendeltreppe und dann auf diese Treppe hier gestoßen. Immer noch vollkommen in meine knifflige Arbeit versunken beantwortete ich ihre Frage wahrheitsgemäß, worauf sie erschraken und die Treppe hinauf liefen. Ich war froh, sie losgeworden zu sein und vergaß den Vorfall sogleich, um mich wieder voll und ganz meinem Werk zu widmen. Ich war besessen von meiner Arbeit, ja, und besessen von Astarte. Wie dumm ich war. Ich hätte diese bärtigen Würmer gleich erschlagen sollen. Ich dachte sogar im ersten Moment daran, als sie mich störten. Doch ich wollte den makellosen Marmor nicht mit Blut besudeln.

Otkar und Adalbert wurden also bestens in die Geheimpläne der Hölle eingeweiht, und es gelang ihnen tatsächlich, sie zu sabotieren. Sie hatten, wie ich heute weiß, einen unterirdischen Gang, einen geheimen Fluchtweg angelegt, der vom Klostergarten am östlichen Ufer unter dem See hindurch zur Nordseite des Tegernsees führte. Dort stießen die fleißig buddelnden Mönche auf jene Grotte, entdeckten meine Wendeltreppe, meine Tür, die man nur von innen öffnen konnte, sowie die Lange Treppe, die in die Tiefe führte. Otkar

und Adalbert waren hinab gestiegen und hatten auf halbem Wege einen törichten Gott getroffen, der ihnen vertraulichste Informationen gab. Die Hölle teilte sich der Kirche mit. Die Kirche reagierte.

Doch bis heute ist es mir ein Rätsel, wie es diesen Normalsterblichen gelingen konnte, ein Einhorn zu fangen und in die Grotte zu sperren. Nun, sie taten es, und nur das zählt.

Otkar und Adalbert sind schon lange tot (mögen ihre Seelen im hintersten Winkel des Universums verrotten). Die Burg, die sie auf dem Hügel erbaut hatten, um meine Türe vorsichtshalber auch von außen zu blockieren, ist längst zerfallen. Das Einhorn jedoch wohnt bis zum heutigen Tag in der Grotte. Als ewiges Mahnmal meiner Torheit.

Jetzt wisst ihr Bescheid.

Astarte weilt nun seit gut zwölf Jahren nicht mehr unter uns. Ihre späte Rache muss ich nun nicht mehr fürchten. Euch, liebe Freunde, ersuche ich untertänigst, mir meine Torheit angesichts des nun ohnehin freien Weges in die Menschenwelt zu verzeihen.

Denjenigen unter Euch, die ob meiner Bekenntnisse nun derart erzürnt sind, dass es ihnen nach Vergeltung gelüstet, sei gesagt:

Ihr kriegt mich nie!

Hochachtungsvoll

Lugus Samildanach

1. August 1987, 22:00 Uhr, im Unterwasserschloss der Hüterin des Sees

Das Telefon schrillte. Es war Dagon.

„Was soll das?“ fragte er unvermittelt.

„Was soll was?“ gab Marja Mora in beleidigtem Ton zurück, obwohl sie genau wusste, was Dagon meinte.

„Ihr habt das Höllentor wieder mit einem Bann belegt“, bellte Dagon.

„Eure bürokratischen Mühlen mahlen zu langsam, *Senator*“, sagte Marja. „ich war gezwungen zu handeln.“

„Was glaubt Ihr, was hier unten los ist? Wir stehen hier mit einem Bein im nächsten Krieg.“

„Ich kann mir vorstellen, dass die erneute Schließung des Schachts auf Irritation gestoßen ist.“

„Irritation ist gut.“ Dagon gab ein freudloses Lachen von sich.

„Doch wie gesagt“, fuhr der Engel fort, „ich musste nach eigenem Ermessen handeln, da ich kein Gehör fand.“

„Cernunnos ist eben ein wenig…“ Dagon wollte einlenken, aber der Engel schnitt ihm das Wort ab: „Wie auch immer. Offensichtlich habt Ihr ja nun die Zeit gefunden, mit mir zu sprechen.“

Dagon räusperte sich verlegen: „Ja…äh…Abaddon.“

„Ganz recht. Abaddon. Und Leviathan. Ich sah sie heute in Rottach-Egern.“

„Als ob er es gerochen hätte. Wie konnte…“

„Wie auch immer.“ sagte Marja Mora. „Er ist da.“

„Der Höllische Nachrichtendienst hat seit bald tausend Jahren nichts mehr von ihm gehört. Er war völlig von der Bildfläche verschwunden.“

„Wahrscheinlich steckt irgendein Tarnzauber dahinter.“

„Wir wähnten ihn bereits in einer anderen Galaxie. Aber ausgerechnet jetzt taucht er auf. Das kann nur bedeuten, dass er plant, in die Hölle zurückzukehren.“

„Über kurz oder lang war das ohnehin zu erwarten.“

„Aber wer hätte ahnen können, dass er so schnell von der Öffnung des Höllentors Wind bekommt und dann auch noch gleich zur Stelle ist.“

„Ich glaube, er ist schon eine ganze Weile am Tegernsee. Aber offensichtlich hat er *nicht* mitgekriegt, dass das Höllentor offen stand. Sonst hätte er Euch längst einen Besuch abgestattet.“

„Die Dämonen, Asmodis Klan ausgenommen, hätten ihn möglicherweise sogar mit offenen Armen empfangen.“

„Genau deswegen habe ich ja See und Tor wieder versiegelt.“

„Unsere Pläne wären durchkreuzt, wenn Abaddon zurückkehrte. Selbst die Unterweltsgötter, meine Verbündeten ausgenommen, würden ihn möglicherweise wieder als Herrscher akzeptieren.“

„Mir fallen da spontan drei Möglichkeiten ein, wie man Abaddons Rückkehr verhindern könnte.“

„Drei?“

„Nummer eins: das Wasser des Sees mit dem ursprünglichen Bann belegen. Das Höllentor verrammeln. Was ich bereits getan habe.“

„Die Leute hier unten wollen wissen, warum. Ich kann ihnen natürlich nicht die Wahrheit sagen. Die Erklärung, es handle sich um vorübergehende technische Schwierigkeiten, verhindert jetzt schon mehr schlecht als recht einen Eklat.“

„Nummer zwei: ein einseitiger Bann wird auf das Wasser des Sees gelegt, das heißt, man kann raus, aber nicht rein.“

„Quasi Einbahnstraße.“

„Quasi.“

„Wie kommen unsere Leute dann wieder nachhause?“

„Nummer drei: einen Bann auf das Wasser des Sees legen, der speziell auf Abaddon und Leviathan konzipiert ist. Das heißt, dass das Höllenvolk weiterhin durch den See in die Menschenwelt und zurück in die Hölle gelangen kann. Abaddon jedoch nicht.“

„Und so was würde gehen?“ fragte Dagon hoffnungsvoll.

„Natürlich geht das. Es ist kein Pappenstiel, aber es geht. Schließlich bin ich ein Engel. Und Engelszauber vermögen…“

„Ihr seid ein Schatz“, unterbrach Dagon den Engel erleichtert auflachend. „Genau so machen wir es. Ab wann wird das Tor wieder passierbar sein?“

„Um Zauber Nummer eins durch Zauber Nummer zwei zu ersetzen benötige ich drei Stunden. Um dann Zauber Nummer zwei durch Zauber Nummer drei zu ersetzen brauche ich weitere vierzehn.“

„Gut. Dann gebe ich das so weiter“, sagte Dagon fröhlich. „In drei Stunden ist die Ausreise wieder möglich. Die Rückreise dann erst wieder in vierzehn Stunden. Tausend Dank, meine Liebe.“ Er legte auf.

Marja Moras Lippen formten ein angewidertes „Meine Liebe“, dann machte sie sich an die Arbeit.

Etwas höchst Merkwürdiges ereignete sich am 2. August 1987 in Tegernsee.

Spaziergänger fanden auf dem Weg zur Neureuth-Alm die Leiche eines etwa sechzigjährigen Mannes. Er lag mit dem Gesicht nach unten mitten auf dem Wanderweg. Sein kahler Hinterkopf wies ein kleines Loch auf, aus dem ein rotweiß geringelter Strohhalm ragte. Die Polizei, die den Mann später als Kurgast aus Westberlin identifizieren konnte, brachte die Leiche ins Krankenhaus Tegernsee, wo man bei der gerichtsmedizinischen Obduktion feststellen musste, dass dem Mann das gesamte Gehirn abhanden gekommen war. Der Fall stellte die Behörden vor ein Rätsel, und, dies sei vorweggenommen, dieses Rätsel sollte nie gelöst werden.

Noch viel merkwürdiger war, was in der Nacht vom 2. auf den 3. August im Krankenhaus Tegernsee geschah. Kurz nach Mitternacht tauchte ein Mann im Schwesternzimmer der chirurgischen Station auf und fragte nach einer Kopfschmerztablette. Die Nachtschwester erschrak heftig über das Erscheinen dieses Mannes, denn er trug ein Leichenhemd und stellte sich als jener Berliner Kurgast heraus, der am Vormittag tot eingeliefert worden war. Kreischend sprang sie von ihrem Stuhl auf und drängte sich vor Angst bebend in die hinterste Ecke des Zimmers. Der Mann sah sie verständnislos an, rieb sich die Obduktionsnarbe und wiederholte seinen Wunsch nach einer Schmerztablette.

Von den Schreien der Nachtschwester alarmiert, kam der diensthabende Arzt und eine weitere Krankenschwester herangeeilt, um ihrerseits beim Anblick des Toten vor Schreck zu erstarren. Er wolle doch nur eine Kopfschmerztablette, meinte dieser, und warum man denn deswegen so ein Aufhebens veranstaltete. Weil er tot sei, platzte der Arzt heraus. Der Mann lachte irritiert. Was er denn damit meinte, der Herr Doktor, wollte er wissen. Da erzählte ihm der Arzt, immer noch wie angewurzelt auf der Schwelle zum Schwesternzimmers stehend, wie man ihn tot aufgefunden und hierher gebracht hatte, und dass ihm scheinbar das Gehirn aus dem Kopf gesaugt worden war.

Wieder lachte der tote Mann, diesmal eher amüsiert. Er wäre doch ganz offensichtlich am Leben, sagte er, und alles, was ihm fehle, wäre eine Tablette gegen diese ihn in unerträglichen Schüben quälenden Kopfschmerzen. Wieder griff er sich an die Kopfnarbe, kniff schmerzvoll die Augen zusammen und taumelte. Jetzt wurde der Helferinstinkt der Krankenschwester geweckt, die mit dem Arzt gekommen war. Sie löste sich aus ihrer Erstarrung und half dem Mann, sich auf einen Stuhl zu setzen.

„Er ist ganz kalt“, sagte sie und fühlte seinen Puls. „...Kein Puls!“

Die andere Schwester kauerte wimmernd in der Zimmerecke. Der Arzt stand immer noch bleich an der Türschwelle.

„Er ist tot“, stammelte er, „kein Mensch kann ohne Gehirn...“
„Ick bin nich` tot“, jammerte der Mann, der gerade von einem Schmerzschub geschüttelt wurde. „Ick broche ´ne Tablette.“

Dann sackte er zusammen. Leblos rutschte er vom Stuhl und blieb auf dem Boden liegen. Nun war es der Arzt, der sich aus seiner Erstarrung löste. Er kniete sich neben den Mann und begann, ihn mit routinierten Handgriffen zu untersuchen.

„Er ist tot“, wiederholte er seine Diagnose. Diesmal widersprach der Tote nicht.

Luzies Tagebuch

Rottach-Egern, 2. August 1987

Sehr verehrte Nachwelt,

gerade habe ich mir noch einmal den gestrigen Tagebucheintrag durchgelesen. Er klingt wie ein Märchen. Ich kann kaum glauben, dass es wahr ist, was ich gestern erlebt habe. Wenn ich mir allerdings meine aufgeschürften Knie und Ellenbogen ansehe, besteht kein Zweifel mehr daran. Es *ist* wahr. Gestern habe ich die unangenehme Bekanntschaft eines Fauns und gleich darauf die angenehme Bekanntschaft eines merkwürdigen alten Mannes namens Brandner Kaspar gemacht, der den Tod sowie den Teufel und noch einige andere Gespenster zu seinen persönlichen Bekannten zählt.

Und heute früh fiel mir dieses Buch in die Hände. Ich hab es letzten Winter auf einem Flohmarkt gekauft, bin aber bisher nicht dazu gekommen, es zu lesen. Es hat den Titel „Alfons Schweiggerts Märchenreise durch Bayern“. Eine der Geschichten spielt am Tegernsee und heißt „Das Märchen vom BRANDNER KASPAR“!

Mir fiel das Buch erst mal vor Schreck aus der Hand. Dann aber verschlang ich die Geschichte.

Sie handelt von einem rechtschaffenen alten Schlossermeister, namens Brandner Kaspar, der eines Nachts vom Tod, dem Boandlkramer, besucht wird. Der hat den Auftrag, den Kaspar ins Himmelreich zu bringen. Der Brandner Kaspar jedoch will noch nicht sterben, und so verführt er den Tod zu übermäßigem Kirschgeistgenuss und überredet ihn schließlich zu einem folgenschweren Kartenspiel. Die beiden spielen um die Seele des Brandner Kaspars. Der Kaspar gewinnt und darf am Leben bleiben. Der Tod bekommt Ärger mit seinen Auftraggebern und ersinnt eine List, wie er den alten Mann doch noch bewegen kann, ihm ins Paradies zu folgen. Ob ihm das letztendlich gelingt, weiß ich nicht, da die letzten Seiten im Buch fehlen. Aber ich nehme an, es gelingt ihm *nicht*, da der Brandner Kaspar offensichtlich immer noch lebt.

Das alles ist sehr seltsam und auch ein bisschen beängstigend. Aber ich finde es auch ganz außerordentlich spannend. Vielleicht ist das immer so, wenn man sich einen Ort genauer anschaut. Ich hab da ja nur wenig Erfahrung.

Meine Eltern kommen mir im Vergleich zu meinen Erlebnissen schon fast normal vor. Obwohl sie sich wie Verrückte aufführen. Hier im Haus herrscht dicke Luft. Wie immer.

Später treffe ich den Brandner Kaspar. Da, „wo die Weißach in den See fließt, da wo das Kieswerk ist.“

Ich bin ja mal gespannt.

2. August 1987, 23:00 Uhr, in der Wohnung von Herrn Kramer, Bad Wiessee

Der Diaprojektor warf eine Skizze auf die Wohnzimmerwand. Kramer deutete mit einem Zeigestock darauf und sagte: „Es gibt drei Möglichkeiten, in den Höllenschacht zu gelangen."
Die Skizze zeigte eine stilisierte Panoramakarte des Tegernsees mit allen wichtigen ober- und unterirdischen sowie unterseeischen Örtlichkeiten.

Abaddon saß mit saurer Miene im Halbdunkel auf der Couch, neben ihm döste Leviathan in Hundegestalt.

„Sind wir jetzt in der Schule?" nörgelte der Teufel.

„Nummer eins", fuhr Kramer unbeirrt fort und ließ den Zeigestab entsprechend seiner Beschreibung über die Skizze wandern: „Durch den See, dann durch Marja Moras Schloss, dann durch die offizielle Höllenpforte."

„Auf See und Pforte und wahrscheinlich auch auf dem Unterwasserschloss liegt ein für mich undurchdringlicher Bann", sagte Abaddon.

„Richtig." Kramers Augen leuchteten vor für ihn ungewöhnlicher Lebendigkeit. Er war in seinem Element. „Kommen wir zu Nummer zwei."

„Nummer zwei, Jawohl, Herr Lehrer", maulte Abaddon.

„Nummer zwei: Die von Lugus Samildanach installierte Falltür auf dem Kaltenbrunner Hügel, die…"

„…die nur von innen zu öffnen ist", vollendete Abaddon Kramers Satz.

„…die in die Grotte des Kalten Brunnens führt", verbesserte Kramer, „*die* sich wiederum zur Langen Treppe öffnet, *die* wiederum direkt in den Höllenschacht mündet."

„Lange Treppe und Schacht sind unerreichbar, da in der Grotte immer noch das für mich unüberwindliche Einhorn sitzt“, leierte Abaddon wie ein gelangweilter Musterschüler herunter. „Warum so ausführlich, Kramer?“

„Nummer drei“, sagte Kramer mit tadelndem Blick und zeigte auf die Ostseite des Sees: „Die Falltür im ehemaligen Klostergarten, jetzt Schmetterlingsgarten genannt, die sich zu dem Geheimgang der Mönche öffnet, der wiederum unter dem See hindurch bis in die Grotte des Kalten Brunnens führt, von der aus…“

„…von der aus“, unterbrach Abaddon wieder, „ich weder Lange Treppe noch Schacht noch Hölle erreiche, da in der Grotte immer noch das für mich unüberwindliche Einhorn sitzt.“ Beim letzten Satz wäre Abaddon beinahe laut geworden. Er beschloss jedoch, seine Ungeduld zu zügeln. Schließlich machte Kramer das hier alles für ihn.

„Eine weitere Schwierigkeit stellt die Tatsache dar, dass die Tür im Schmetterlingsgarten nur von der Hand einer Jungfrau zu öffnen ist.“

„Diese Mönche waren ganz schön durchtrieben“, murmelte Leviathan im Halbschlaf.

„Und durchaus bewandert auf dem Feld der Magie“, pflichtete Kramer ihm zu. „Aber zu etwas Anderem, Leviathan, weißt du eigentlich warum Lugus Samildanach die Tür auf dem Kaltenbrunner Hügel so konstruiert hat, dass man sie nur von innen öffnen konnte?“

„Schätze, er wollte unerwünschten Besuch vermeiden“, sagte Leviathan. „Irgendwelche Archäologen oder sonstiges Menschengeschmeiß.“

„Richtig“, lobte Kramer. „Doch wie sollten die aus der Hölle kommenden Ausflügler wieder zurückkehren, wenn sich die Falltüre nicht von außen öffnen ließ?“

Leviathan wurde plötzlich sehr aufmerksam, stellte die Ohren auf und überlegte eine Weile. Dann sprang er auf und sagte schwanzwedelnd: „Ein Portier? Ein bestimmtes Klopfzeichen? Eine Parole?“

Abaddon, der inzwischen gehörig die Nase voll hatte von Schule spielen, warf Leviathan einen vernichtenden Seitenblick zu. Er verdächtigte den Dämon, absichtlich mitzuspielen, um ihn auf die Palme zu bringen.

„Richtig“, sagte Kramer. „Der Sage nach war es Lugus` Plan, einen Portier auf die Wendeltreppe zu stellen, der den Einlass begehrenden Höllenbewohnern auf ein bestimmtes Klopfzeichen hin die Türe öffnete.“

„Das interessiert doch jetzt gar nicht“, sagte Abaddon, inzwischen unverhohlen wütend. „Wichtig ist nur: Es gibt keinen Portier, der mir die Tür öffnen wird. Es gibt ein verfluchtes *Einhorn*.“

„Was uns wieder zur der Hand einer Jungfrau bringt“, ergänzte Kramer, weiterhin ganz Lehrer.

„Schluss jetzt, Kramer“, bellte Abaddon. „Das ist alles nichts Neues.“

Der Tod ließ seinen Zeigestock sinken. Er ließ die Schultern hängen und seine Augen wirkten wieder müde wie eh und je. „Die Hand der Jungfrau ist der Schlüssel“, murmelte er leise.

„Und der richtige Zeitpunkt“, sagte Abaddon zufrieden darüber, dass Kramer nicht mehr dozierte. Dann wechselte er

das Thema: „Gestern sahen wir Marja Mora in Rottach-Egern herumspazieren.“

Kramer hob die Augenbrauen, sagte jedoch nichts.

„Irgendetwas liegt in der Luft“, meinte Leviathan und streckte seine Schnauze in die Luft.

„Der richtige Zeitpunkt“, sinnierte Abaddon.

Kramer schaltete das Licht im Wohnzimmer an und stellte den Diaprojektor aus. Dann setzte er sich mit einem resignierten Kopfschütteln in seinen Sessel, goss sich ein Glas Kirschgeist ein und versank, wie seine beiden Gäste, in brütende Gedanken. Er bevorzugte strukturiertes Vorgehen. Aber mit Abaddon war so etwas nicht möglich. Leider, denn der Aufmerksamkeit von Leuten, die nicht strukturiert planen konnten, entziehen sich oft wichtige Faktoren.

„Da ist irgendwas im Busch“, sagte Leviathan immer noch schnüffelnd.

„Ich werde mir wohl diesen Johannes vorknöpfen müssen“, sagte der Teufel.

Dann sah ich: Ein Engel stieg aus dem Himmel herab; er hatte die Schlüssel des Abgrunds und eine große Kette in seiner Hand. Er überwältigte den Drachen, die alte Schlange - das ist der Teufel und der Satan -, und er fesselte ihn für tausend Jahre. Er warf ihn in den Abgrund, verschloss und versiegelte ihn, damit er die Völker nicht mehr verführe, bis die tausend Jahre vollendet sind.

Offenbarung des Johannes 20,1-3

9. Johannes und der Teufel

„Patmos.“

Sein Blick schweift über die Berge nach Südosten.

Die Sonne scheint ihm ins Gesicht. Seine Augen sind von angestrengten Fältchen umrahmt.

„Patmos.“

Er wiederholt den Namen jenes fernen Ortes. Wie ein Gebet. Es hilft ihm, sich zu erinnern.

In Patmos hatte er sich alles von der Seele geschrieben. Damit er es für immer vergessen konnte.

„Das Vergessen ist ebenso schrecklich wie die Erinnerung.“

Gedankenlos murmelt er vor sich hin. Sein Blick verliert an Schärfe. Wird unstet.

Ein verwirrtes Zwinkern.

Ein heiseres Räuspern.

Und der Gedanke an Patmos ist weg gewischt.

Der Hans war ein guter Kaminkehrermeister.

Er war jetzt schon seit fünf Jahren für den Bezirk Rottach-Egern zuständig. Und er führte ihn mit hohem Verantwortungsbewusstsein. Unter vielen anderen wichtigen Pflichten war es seine Aufgabe, die Schornsteine einiger Berghütten zu reinigen, was er mit großem Vergnügen im Sommer zu tun pflegte. Mit einer Sondergenehmigung durfte er mit seinem grünen Kleinbus die steilen Berg- und Wanderwege befahren, um zu den entlegenen Hütten zu gelangen.

Eines sonnigen Augusttages stand Hans nun auf dem Dach einer Almhütte auf der Südseite des Wallbergs. An einem Seil ließ er die schwere Eisenkugel den Kamin hinunter. Der ringförmige Stahlbesen, der über der Kugel am Seil befestigt war, schabte den Ruß von den Innenwänden des Schornsteins. Hans zog das Seil wieder zurück und ließ es dann wieder hinunter. Als er seine Arbeit beendet hatte, sah der Kaminkehrer noch einmal nach Südosten, erfreute sich an dem malerischen Bergpanorama und wischte sich mit schwarzer Hand den Schweiß von der Stirn.

Dann bemerkte er, wie sich ein schwarzer BMW den holprigen Weg zur Hütte hinauf mühte.

Hans stieg die Leiter hinunter und sah dem sich nähernden Wagen entgegen.

Der BMW hielt vor der Hütte an. Ein grau melierter Herr, etwa Mitte vierzig, stieg aus. Er trug einen eleganten beigen Sommeranzug und eine Sonnenbrille.

„Grüß Gott“, rief ihm Hans zu.

Der Mann ging zielstrebig auf den Kaminkehrer zu und nahm die Sonnenbrille ab.

„Erinnere dich, wer du bist“, sagte er in beschwörendem Tonfall. Sein scharfer Blick bohrte sich in Hans` Augen.

„Wer sind Sie?“ fragte Hans, dem das sehr sonderbar vorkam.

„Du weißt, wer ich bin. Der, der du wirklich bist, kennt mich.“

„Du bist der Teufel“, platzte Hans heraus, erschrocken über seine eigenen Worte.

„Ja“, bestätigte der Mann und es klang immer noch wie das monotone Murmeln eines Hypnotiseurs, „so ist es. Und ich, der Teufel, befähige dich dazu, zu erkennen, wer du wirklich bist.“

„Ich bin Johannes der Evangelist“, stotterte Hans wie hypnotisiert.

„Ja“, wiederholte der Teufel und schlug einen unbeschwerteren Ton an, „so ist es, mein Lieber.“

Abaddon führte Hans zu einer Holzbank im Schatten des Hüttendachs. Der Kaminkehrer wirkte auf einmal alt und gebrechlich. Er starrte verwirrt ins Leere. Abaddon half ihm, sich zu setzen.

„Ich muss mit dir reden, Johannes.“

„Warum sollte ich mit dir reden?“ murmelte Johannes kaum hörbar

„Das schuldest du mir einfach.“

„Warum?“

„Du hast mir bisher nichts als Scherereien bereitet. Jetzt kannst du mir wenigstens einmal entgegen kommen.“

„Was für Scherereien?“ Johannes sprach wie im Schlaf.

„Im Übrigen habe ich dich hypnotisiert. Du bist mir ohnehin willenlos ausgeliefert.“

„Was für Scherereien?“

„Also gut, du willst es wissen, mein Freund. Die Sache ist die, dass du mir in deinen Offenbarungen prophezeitest, ein Engel des Himmels würde mich überwältigen, mich vom Antlitz der Erde fegen und in den Abgrund werfen, und er würde den Abgrund verschließen und versiegeln, für eintausend Jahre. Um dem aus dem Weg zu gehen, blieb ich damals brav in der Hölle und setzte lange Zeit keinen Fuß auf die Erde.“

„Du sperrtest dich selber ein, um nicht eingesperrt zu werden?“ Es war mehr eine müde Feststellung als eine Frage.

„Exakt. Von 87 bis 987 setzte ich keinen Fuß auf die Erde. Kann schon sein, dass die Engel des Himmels das Höllentor inzwischen versiegelt hatten. Aber sie haben mich nicht vom Antlitz der Erde gefegt. Ich bin freiwillig zuhause geblieben. Wie auch immer, schließlich kam dann alles ganz anders. Deine Prophezeiung bewahrheitete sich, allerdings in einer unvorhersehbaren Variante. Es war kein Engel des Himmels, der mich überwältigte, sondern ein Engel der Hölle, der unselige Marchocias nämlich, und er fegte mich nicht vom Antlitz der Erde, sondern vom Antlitz der Hölle. Ich wurde nicht *in* den Abgrund geworfen und *ein*gesperrt, sondern *aus* dem Abgrund geworfen und *aus*gesperrt. Das ist es, was ich mit Scherereien meine. Du und deine Weissagungen.“

„Da hab ich wohl was durcheinandergebracht“, gähnte Johannes. „Als ich in Patmos alles aufschrieb, konnte ich mich an meine Visionen zum Teil gar nicht mehr so richtig erinnern.

Das war alles so wirr. Letztendlich wollte ich dann einfach nur noch eine gute Story schreiben.“

„Hör mal, Johannes, heute ist der 3. August 1987. Am 14. August 987 wurde ich aus der Hölle verbannt. In 11 Tagen ist es soweit. Die 1000 Jahre sind dann vergangen. Glaubst du, ich werde wieder in die Hölle zurückkehren können?...Johannes! Schlaf jetzt nicht ein!“

„...damit er die Völker nicht mehr verführe, bis die tausend Jahre vollendet sind“, rezitierte Johannes monoton.

„Johannes, ich habe tausend Jahre nichts anderes gemacht, als Völker verführt. Ich will jetzt wieder in die Hölle. Sag mir wenigstens, ob du die Zahl 1000 korrekt vorhergesagt hast. Ist es wahr, dass meine Verbannungszeit nach eintausend Jahren endet?“

„Ich habe keine Ahnung.“

„Johannes, ich habe dich hypnotisiert! Du bist mein willenloses Werkzeug! Und du wirst mir jetzt ehrlich antworten, ob es wahr ist, dass meine Verbannungszeit nach eintausend Jahren endet!“

„Ich weiß es wirklich nicht.“

„Hast du noch Kontakt zu Marja Mora?“

„Seit fünf Jahren nicht mehr.“

„Weißt du, was sie gerade im Schilde führt?“

„Seit fünf Jahren nicht mehr.“

Der Teufel schnaubte enttäuscht. Johannes` Kopf senkte sich auf die Holzlehne der Bank.

„Gute Nacht“, bemerkte Abaddon düster.

Dann klingelte das Autotelefon. Der Teufel ging zum Wagen, öffnete die Fahrertür und griff nach dem Hörer.

„Hallo?... Ach, du bist´s... was?..... Was?..... WAS?!... Ja, ich habe verstanden…Sag ihm folgendes…“

Nachdem Abaddon das Telefongespräch beendet hatte, brauste er mit seinem BMW davon, zurück ins Tal, wo es wichtige Dinge zu erledigen gab.

Wenig später erwachte der Kaminkehrermeister Hans aus seiner Trance. Er konnte sich an nichts mehr erinnern.

Offenbar war er für einen kurzen Moment eingedöst.

3. August 1987, in der Wohnung von Herrn Kramer, Bad Wiessee

„Da ist doch irgendwas im Busch.“ Der Brandner Kaspar saß auf dem Sofa, während Kramer nervös auf und ab ging und vor sich hin brütete.

„Oder was meinst du?“ versuchte es Brandner noch einmal. Doch es gelang ihm nicht, Kramers Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Er hatte ihm die Geschichte von dem Faun erzählt, dem er vorgestern auf dem Ringberg begegnet war, und Kramer wollte nicht aufhören, ihn daraufhin mit Fragen zu löchern. Für das Mädchen Luzie schien er sich besonders zu interessieren. Brandner hatte ihm über alles ausführlich berichtet. Und jetzt dauerte es schon bald eine halbe Stunde, dass Kramer schweigend und sehr nachdenklich auf und ab ging.

„Gut“, sagte er schließlich langgezogen und verließ dann das Wohnzimmer.

„Was meinst?“ rief ihm Brandner hinterher.

„Ich muss dringend telefonieren“, rief Kramer zurück. „Komm gleich wieder.“

Der Brandner Kaspar hörte, wie die Schlafzimmertür zuknallte und schüttelte verwirrt den Kopf.

Nach zehn Minuten kam Kramer zurück. Er wirkte besorgt. „Mein lieber Brandner Kaspar“, der Tod ließ sich seufzend in einen der Sessel fallen, „du bist in höchster Gefahr.“

„Was meinst?“ Brandner griff zu der Flasche Himbeergeist, die auf dem Wohnzimmertisch stand.

„Wie mir scheint, war deine Vermutung ganz richtig,...nein danke, für mich nicht...dass dieser Faun geradewegs aus der Hölle kam. Was bedeutet, dass das Tor zur Hölle geöffnet wurde.“

„Ich hab gedacht, die wird von einem Engel bewacht.“ Brandner schenkte sich nach.

„Dieser Engel scheint zur Gegenseite übergelaufen zu sein. Das musste ja...nein danke, nicht für mich...das musste ja eines Tages so kommen.“

„Und warum bin ich jetzt in höchster Gefahr?“

„Die Furien“, sagte der Tod bedeutungsvoll. „Die Töchter der Nacht. Sie werden kommen. Sie werden dich jagen und sie werden dich vernichten.“

Der Brandner Kaspar schluckte trocken, verzichtete jedoch auf ein drittes Glas Himbeergeist.

„Warum das“, stotterte er sichtlich besorgt.

„Die Furien sind...na ja, nennen wir es Schicksalsgöttinen. Eigentlich sind es Dämonen. Und du, du hast dein irdisches Schicksal abgewendet, hast den Tod überlistet, und so etwas gefällt den Töchtern der Nacht gar nicht. Denen kannst du

nicht so kommen, wie damals dem Yama, von wegen, dass du mit dem tegernseeischen Tod einen Pakt geschlossen hättest und dass der für dich zuständig wär. Die fackeln nicht lang rum.“

Brandner bekam eine Gänsehaut. Er starrte auf die Schnapsflasche, die er immer noch umklammert hielt.

„Bisher“, fuhr der Tod fort, „bliebst du verschont, da die Furien die Unterwelt nicht verlassen konnten. Doch jetzt, wo der Schacht offen steht…“ Er schüttelte sorgenvoll den Kopf.

Brandner ließ die Flasche endlich los. Die Trinklaune war ihm vergangen. Schaudernd versank er im Sofa.

Eine Zeit lang herrschte Schweigen. dann stammelte der Brandner Kaspar verzweifelt: „Ich will nicht sterben. Du musst mich verstecken!“

Der Tod lachte freudlos. „Vor den Töchtern der Nacht kann man sich ebenso wenig verstecken, wie vor der Nacht selbst.“ Wieder herrschte Stille.

„Es gibt eine Möglichkeit, ihnen zu entgehen“, sagte der Tod schließlich, wieder sehr bedeutungsvoll.

„Welche?“ platzte der Brandner Kaspar ungeduldig heraus.

„Du musst vom Wasser des Kalten Brunnens trinken.“

„Aber…aber… der Kalte Brunnen… wie soll ich denn da hinkommen? Außerdem wird der von einem Einhorn bewacht. Und das…“

„Ja, du hast recht“, sagte Kramer mit ruhiger Stimme. „Das Einhorn zu überwinden wird dir nicht möglich sein. Du wirst jemanden schicken müssen.“

„Aber wen?“ stieß Brandner aufgebracht aus.

Ein seltsames Lächeln umspielte die schmalen Lippen des Todes.

Etwas höchst Merkwürdiges ereignete sich am 3. August 1987 in Finsterwald.

Es handelt sich um das spurlose Verschwinden von Herrn Sepp Kandlinger. Die Umstände seines Verschwindens liegen bis heute im Dunkeln. Mir, dem Erzähler dieser Geschichte allerdings, ist die grausige Wahrheit wohl vertraut.

Herr Kandlinger war bei der Hausverwaltung des Guts Kaltenbrunn angestellt. Er arbeitete dort als Hausmeister und ging am Abend des 3. August wie jeden Feierabend zu Fuß nach Hause. Kandlinger wohnte in der Ortschaft Finsterwald, oberhalb und nördlich des Tegernsees. Es war ein Spaziergang von zehn Minuten, auf dem man eigentlich nicht so leicht verloren gehen konnte. An diesem Abend ging es jedoch nicht mit rechten Dingen zu. Und so sollte es Kandlingers letzter Feierabendspaziergang sein.

Der Hausmeister hatte bis zum Einbruch der Dunkelheit gearbeitet. Renovierungsarbeiten im Dachstuhl. Dabei hatte er völlig die Zeit vergessen, aber da Kandlinger allein lebte und weder Frau noch Kind auf ihn warteten, stapfte er gemächlich die Straße nach Finsterwald hinauf. Da bemerkte er auf einmal etwas Außergewöhnliches. Auf dem Feld zur Linken, direkt unterhalb der Skisprungschanze, stand ein Baum. Ein Baum, der zuvor noch nicht dort stand.

„Das gibt´s doch nicht“, murmelte Kandlinger, der eigentlich sonst nie die Angewohnheit hatte, Selbstgespräche zu führen, „der Baum, der war doch gestern noch nicht da.“

Kandlinger rieb sich die Augen und blickte wieder auf den Baum, der in der Abenddämmerung wie ein Schattenriss wirkte.

„Eine Fata Morgana“, mutmaßte Kandlinger und überquerte die Straße. Als er über das Feld schritt, wurde jedoch immer deutlicher, dass es sich weder um eine Luftspiegelung noch um eine Sinnestäuschung oder dergleichen handelte. Dort drüben stand ein Baum, schwarz und knorrig, ohne Laub, völlig abgestorben, die Äste und Zweige in die Höhe gereckt. Kandlinger ging auf ihn zu.

„Das gibt´s doch nicht“, sagte er immer wieder, ohne den Baum aus den Augen zu lassen. Dann stand er direkt davor. Die Art des Baumes konnte er nicht erkennen. Tot wie er war, machte er einen überaus gespenstischen Eindruck.

„Wie kann jetzt da auf einmal ein Baum stehen“, rätselte Kandlinger. „Der schaut aus, als ob er schon immer da steht. Kann aber nicht sein, sonst hätte man ihn sicherlich beim Bau der Sprungschanze gefällt. Der steht ja mitten im Weg. Und überhaupt wär er mir doch aufgefallen.“

Kandlinger berührte die Rinde des Baumstamms, die sich ungewöhnlich warm anfühlte. „Das gibt´s doch nicht“, wiederholte Kandlinger und schaute Hilfe suchend zum Biergarten am anderen Ende des Feldes hinüber. Dort wurden gerade die Lichter gelöscht. Kandlinger beschloss, den Wirt, den er gut kannte, zu Rate zu ziehen, doch dann fiel sein Blick

auf einen Vogel, der auf einem der höchsten Äste des gespenstischen Baums saß.

„Spinn ich?“ rief Kandlinger aus und rieb sich noch einmal die Augen. Der Vogel war etwa so groß wie ein Rabe, schwarz und völlig zerzaust. Im dämmrigen Licht konnte Kandlinger erkennen, dass die Flügel weitgehend federlos und, ähnlich wie Zweige anzusehen, überlang herunterhingen, dass der Schnabel silbergrau und wie bei einem Reiher lang und leicht gebogen war und dass, und dies war das Merkwürdigste, der Vogel einen kleinen schwarzen Zylinder auf dem Kopf trug.

„Spinn ich? Das gibt´s doch nicht!“ So einen Vogel hatte Kandlinger noch nie gesehen, geschweige denn überhaupt einen Vogel mit Kopfbedeckung, und dann fing das Tier auch noch zu sprechen an. „Guten Abend“, krächzte es.

„Das ist ja wie auf der Geisterbahn“, entfuhr es Kandlinger verdutzt.

„Das *ist* eine Geisterbahn und sie fährt geradewegs in Ihre ganz persönliche Hölle“, stellte der Vogel richtig und deutete mit dem Schnabel auf ein Astloch im Stamm des Baums. Kandlinger, der seinen Blick kaum von dem grotesken Vogel lösen konnte, bemerkte ein rötliches Glimmen in dem Astloch, das sich auf Augenhöhe befand.

„Spinn ich?“, waren Kandlinger letzte Worte, denn plötzlich öffnete sich das Astloch, wie ein riesiges Maul, ein schwarzer fleischiger Tentakel stieß hervor, schlug sich um Kandlinger Hals und riss ihn ins Innere des Baums. Zwei Sekunden später hatte sich das Loch wieder geschlossen, der Vogel zwitscherte eine fröhliche Melodie und Sepp Kandlinger war für alle Zeiten verschwunden.

Was ihm genau zugestoßen sein mag, nachdem ihn der Baum verschluckt hatte, weiß wirklich niemand zu sagen. Allerdings frage ich mich, was der Vogel damit meinte, als er sagte, dass dies eine Geisterbahn *sei* und dass sie in Sepp Kandlingers persönliche Hölle fuhr.

Baum und Vogel jedenfalls, denn soviel weiß ich noch zu berichten, schlugen sich noch in derselben Nacht in die Wälder westlich des Tegernsees. Und es bleibt zu hoffen, dass die beiden nie mehr gesehen wurden.

Luzies Tagebuch

Rottach-Egern, 3. August 1987

Sehr verehrte Nachwelt,

das Treffen mit dem Brandner Kaspar gestern ging gründlich in die Hose. Als ich zum Kieswerk kam, war er erst mal nicht da. Ich wartete eine halbe Stunde (immer in der Angst, Sophie könnte zufällig auftauchen und mir die Ohren mit „super Badewetter“ oder ähnlichem vollquatschen), dann suchte ich nach ihm und fand ihn zwischen den Kieshaufen, am Boden liegend, eine leere Flasche Zwetschgenwasser in der Hand haltend, schnarchend, besoffen. Er hatte alles Märchenhafte verloren, so wie er da lag. Es war ein ernüchternder Anblick.

Der Brandner Kaspar, Freund von Tod und Teufel: ein gewöhnlicher Alkoholiker. Ich weckte ihn nicht, sondern haute ab.

Als ich dann nach Hause kam, saß mein Vater in der Küche. Er saß einfach nur da und starrte vor sich hin. Dann bemerkte er mich und sah mich ganz traurig lächelnd an. Er sagte:

„Luzie.“ Das klang irgendwie überrascht, fast wie eine Frage. Und auch sehr liebevoll.

Ich werde nicht schlau aus dieser ganzen Sache. Das Leben ist seltsam.

Rottach-Egern, 3. August 1987

Abaddon sitzt in seinem Wagen und brüllt ins Autotelefon: „Von wegen das Tor ist offen. Auf dem See liegt immer noch der Bann… Was?… Ja, Kramer, ist mir klar… Ja, Dämonen verlassen die Hölle… Aber ich kann nicht rein… Nein… Ja…“

Etwas ruhiger: “Der Engel hat mich vorgestern gesehen… Ja… Nein.“

Noch ruhiger: „Nein, es ist nicht verwunderlich, dass sie reagiert hat.“

Böse grinsend: “Ja… Die Schlacht ist eröffnet.“

Ihr könnt nicht Gäste sein am Tisch des Herrn und am Tisch der Dämonen.

Der erste Brief an die Korinther 10,21

10. Besuch in der Hölle

7. August 1987, im Unterwasserschloss der Hüterin des Sees

Marja Mora sitzt in ihrem Konferenzzimmer und lässt ihren Blick über das Glas des Kuppeldachs schweifen. Es ist Tag, aber das Sonnenlicht dringt nicht bis in diese Tiefen des Sees hinab. Außerhalb der Kuppel ist alles in tiefes Schwarz getaucht. Der Engel mustert nachdenklich sein konvex verzerrtes Spiegelbild im dunklen Glas.

Der Fernschreiber auf dem Tisch beginnt wieder zu rattern. So geht das schon die ganze Woche. Tausende von Nachrichten aus aller Welt erreichen Marja Mora. Eine endlose Rolle vollgetippten Papiers bedeckt den halben Boden des Konferenzzimmers und schlängelt sich wie ein Lindwurm um den Thron, auf dem der Engel sitzt. Es sind zufällig aufgefangene Nachrichten, Nachrichten von übernatürlichen Wesen, an übernatürliche Wesen gerichtet. Paranormale Insiderinformationen. Die meisten beziehen sich auf Vorfälle, die mit Dämonen zusammenhängen. „Belial setzt sieben Kirchen in norwegischen Kleinstädten in Brand… Vampire fallen über Spaziergänger im Schwarzwald her… Inkubus verführt Ehefrau des amerikanischen Präsidenten… La Vibria

die Drächin bringt Boeing 747 über dem Indischen Ozean zum Absturz… Sphinx in der Mongolei auf Jagd nach Menschen… Hydra verschlingt Rinderherde in Argentinien… Furien am Tegernsee gesichtet… Trolle übernehmen Spitzbergen“, so sind die Botschaften überschieben.

Marja Mora starrt konsterniert auf den Fernschreiber: „Faun jagt…“

„Wie bitte?“ durchfährt es sie, „…jagt *wen*?“ Sie traut ihren Augen nicht und liest eilig den Bericht, der in rasender Geschwindigkeit Zeile für Zeile auf die Papierrolle gehämmert wird. Die Nachricht endet nach wenigen Zeilen in einem unverständlichen Kauderwelsch. Wie so oft.

„Blödes Ding!“ flucht Marja Mora und schlägt mit der flachen Hand auf die Seite des Geräts.

Eine neue Nachricht erscheint. Und wieder durchfährt es den Engel. Noch so eine Meldung!

„…odiodiodiodilllllllllzum……verbleib…ddddddhimmlisches strafgericht…aktenzeichen: *mm-5842-rd.73485\ alt. k-419/1-2-3*…nam.: *marja mora*…code-nam.: *maria sanktjohanser*…zug.: *schutz- und wachengel*…abt.: *wasser*…akt. mission (schutz): *johannes (d. ev.)*…(verm.: *mission 30/09/82 per auflösungvertrag beendet, kein neuer auftrag*)…akt. mission (wach): *schacht (höllentor)*…(verm.: *mission fehlgeschlagen*)… vdrvdrvtlllllllverdacht…auf…*hochverrat*…“

Ein Lebenszeichen des Himmels, zufällig von Marja Moras Nachrichtensystem aufgefangen. All die Jahrhunderte, die Marja Mora auf Erden wandelte, hatte sie nichts, aber auch rein gar nichts von ihren himmlischen Auftraggebern gehört. Und jetzt das.

Marja Mora schaltet den Fernschreiber aus. Das Rattern verstummt.

Der Kopf des Engels sinkt langsam nach vorne. Die Hüterin des Sees berührt mit der Stirn die Tischplatte.

Sie ist angenehm kühl.

„Hochverrat!“ durchzuckte es Marja Moras schmerzenden Kopf.

Das Rattern des Fernschreibers setzte sich in ihrem Kopf fort. War es richtig, mit den Mächten der Hölle zu paktieren...gar ein Teil von ihnen zu werden...als Regentin der Hölle...neben Dagon und Asmodi?...Sie hatte unrecht getan...hatte den Himmel verraten...soviel war sicher!

Das Tor der Hölle stand nun offen. Es gab kein Zurück mehr. Doch der Gedanke, mit einem Heidengott und einem Dämon auf demselben Thron, dem Thron der Hölle zu sitzen, behagte Marja Mora ganz und gar nicht. Was würde auf sie zukommen? Würden die Dämonen, diese unberechenbaren, chaotischen Wesen, sie als Regentin akzeptieren?

Fast bereute sie ihre Entscheidung. War es nicht letztendlich eine Verzweiflungstat? Aus einer tiefen Frustration heraus?
Eine Möglichkeit jedoch gab es, die Angelegenheit in eine andere Richtung zu lenken. In eine Richtung, die Marja Mora weit besser gefiel.

Mit einem verschlagenen Lächeln überflog sie noch einmal die Nachricht mit dem Faun, als das Telefon, das neben dem Fernschreiber stand, aufschrillte. Der Engel hob den Hörer ab.
„Ja?“

„Staatsministerium Hölle Mitte“, sagte eine unangenehme Stimme am anderen Ende der Leitung. „Senator Dagon möchte mit Marja Mora sprechen.“

„Stellen sie ihn durch!“ Marja Mora atmete tief durch.

Es knackte in der Leitung.

„Es ist soweit, verehrte Marja Mora“, verkündete Dagon feierlich. Im Hintergrund war aufgebrachtes Stimmengewirr zu hören. Ab und zu brüllte etwas, das wie ein monströses Ungeheuer klang. „Die Völker der Hölle sind bereit, Euch zu empfangen“, sagte Dagon.

„Wurde ja auch Zeit“, antwortete Marja Mora. „Das Tor der Hölle steht jetzt bereits seit einer ganzen Woche offen. Ich bekomme kein Auge mehr zu. Es herrscht ein unvorstellbarer Lärm. Tausende von Dämonen poltern jede Nacht durch meinen Keller. Und keiner würdigt mich auch nur eines Blickes.“

„Ihr wisst ja, wie das ist“, meinte Dagon etwas verlegen, „Dämonen brauchen ihre Zeit, bis sie ein wenig… mh… Zutrauen finden. Doch jetzt…“ Dagon räusperte sich, um einen besonders bedrohlichen Brüller im Hintergrund zu übertönen, „…nun, wir haben einen kleinen Empfang vorbereitet. Generalsekretär Agash erwartet Euch bereits am Eingang des Schachts und wird Euch in die Hölle hinabführen.“

Und tatsächlich, am Tor zum Schacht stand ein wirklich schauerlich anzusehender, mit Pestbeulen bedeckter Dämon, zwei Fackeln in den verkrüppelten Händen haltend. Eine davon reichte er wortlos Marja Mora. Dann wandte er sich um und marschierte durch den Torbogen, einen steil abschüssigen Korridor entlang. Marja Mora folgte ihm mit gemischten

Gefühlen. Das flackernde Licht der Fackeln warf unheimliche Schatten an die rohen Felswände und irgendetwas mit der Schwerkraft schien nicht zu stimmen. Es fühlte sich an, als ob der Korridor einen mit gewaltigen Kräften bergab ziehen würde.

Nach etwa dreihundert Metern endete der Gang an einem Abgrund. Der Schacht! Marja Mora lief es kalt den Rücken hinunter. Sie hatte den Torbogen, den zu bewachen ihr Auftrag war, bisher nicht passiert. Niemals war sie der Hölle näher gewesen, als jetzt.

An der Seite des Dämons Agash stand der Engel auf einem Felsvorsprung und starrte in die Schwärze zu ihren Füßen hinab. Es war ein gähnender Schlund, wie das Innere eines Vulkankraters. Doch dieser Krater fiel nicht nur in die Eingeweide der Erde, sondern auch in eine andere Sphäre, nämlich die der Dämonen ab. Ein Hauch von Terpentin wehte ihnen aus den unergründlichen Tiefen entgegen.

Agash hob seine Fackel und zeigte auf den schmalen Sims, der sich spiralförmig an der Felswand des Abgrunds entlang nach unten wand. Dann wandte er Marja Mora sein entstelltes Gesicht zu, entblößte verzerrt grinsend seine scharfen Reißzähne und sprach mit überraschend wohlklingender weiblicher Stimme: „Seid achtsam. Wenn Ihr auch nur einmal stolpert, wird Euch der Schacht in seine Tiefen saugen. Und auch Eure Flügel werden Euch nicht davor bewahren, an seinem Grunde in tausend Engelsscherben zu zerschellen.“

Wie unglaublich poetisch, dachte Marja Mora bei sich und sagte: „Engel stolpern nicht.“

Da lachte Agash, was weit weniger wohlklingend war.

Der Abstieg war beschwerlich, insbesondere an den Stellen, wo übergroße Stufen in den Sims gehauen waren. Marja Mora folgte Agash durch die von den zwei Fackeln spärlich erleuchtete Finsternis und achtete auf jeden ihrer Schritte. Der Sims war an den breitesten Stellen höchstens einen Meter breit, so dass sie sich ganz eng an der Felswand zur Linken hielt.

Nur nicht stolpern!

Die Hüterin des Sees stieg hinab ins Reich der Hölle.

Es fühlte sich an wie ein Kreuzgang. Es war ihr Engelsfall.

Nach einer halben Ewigkeit wurde der Sims breiter. Sie kamen an einer Holztür vorbei, die in die Felswand eingelassen war. Auf einem Messingschild, das darüber angebracht war, standen die Worte „Scala Longa“ eingraviert.

Marja Mora blieb stehen: „Was ist das für eine Tür?“

„Das war mal unser Notausgang, die Lange Treppe“, antwortete Agash, ohne stehen zu bleiben und ohne sich umzudrehen.

„Warte!“

Agash blieb ruckartig stehen und drehte sich ganz langsam um.

„Notausgang?“ Marja Mora „wie darf ich das verstehen?“

„Notausgang“, wiederholte der Dämon wenig mitteilungsfreudig

„Es gibt einen Notausgang? Weshalb sollte ich dann den Schacht freigeben?“

„Der Notausgang ist blockiert. Er wurde nie genutzt“, fing Agash nun endlich zu erzählen an „Das muss wohl so im achten

Jahrhundert gewesen sein. Da ordnete die Göttin Astarte den Bau eines neuen Ausgangs an. Das Tor zum Schacht wurde ja von einem Engel bewacht.“ Das Wort „Engel“ klang so verächtlich, dass Marja Mora in ihrem Entsetzen über die ihr völlig neue Information kurzzeitig abgelenkt war.

„Wir wollten uns nicht einsperren lassen“, fuhr Agash fort. Eine zähe grünliche Flüssigkeit bahnte sich ihren Weg aus seinem Nasenloch über seine Oberlippe bis in den Mundwinkel, wo sie eine Blase bildete. „Also bauten wir uns einen neuen Ausgang.“

Marja Mora war sprachlos. *Ein neuer Ausgang!* Das war Judith und auch ihr vollkommen entgangen. Pflichtbeflissen hatten sie das Tor bewacht, ohne zu wissen, dass noch ein weiterer Ausgang existierte.

„Wo führt diese Lange Treppe hin?“ wollte der Engel wissen.

„Kaltenbrunn“, entgegnete Agash belanglos. Er wandte sich um und ging einfach weiter.

„Warum wurde der Ausgang nie genutzt?“ Marja Mora folgte dem Dämon notgedrungen. „Was blockiert ihn?“

Agash, ohne stehen zu bleiben und ohne sich umzudrehen, antwortete: „Kurz nach Fertigstellung der Langen Treppe setzten uns diese Klostergründer ein Einhorn vor den Ausgang, so dass er für uns unpassierbar wurde.“

Marja Mora erinnerte sich an die Sage vom Einhorn in der Grotte des Kalten Brunnens. Neben dem Gutshof Kaltenbrunn, oberhalb des Nordufers des Sees, gibt es einen Hügel, auf dem eine Gruppe alter Linden und Ahornbäume steht. Im Innern des Hügels befindet sich der Sage nach eine unterirdische Grotte, in der ein Einhorn haust. Otkar und

Adalbert, die Klostergründer, waren es also gewesen, die dieses Wesen dorthin geschafft hatten. Als sie ihre Geheimgänge unter dem See angelegt hatten, waren sie wahrscheinlich auf die Lange Treppe gestoßen und hatten schließlich entdeckt, wohin diese führte, nämlich geradewegs in die Hölle. Mit dem Einhorn blockierten sie den Ausgang. Nicht einmal der Teufel selbst hat die Macht, dieses Geschöpf der Unschuld zu überwinden.

Sie fragte sich, ob noch weitere Ausbruchsversuche unternommen worden waren. Besonders erfolgreich konnten sie jedenfalls nicht gewesen sein. Man war immer noch auf sie angewiesen.

„In den letzten sieben Nächten haben nach meiner Zählung etwa eine Million Dämonen die Hölle durch den Schacht verlassen“, lenkte Marja Mora das Gespräch auf ein anderes Thema. „Götter hingegen sehe ich selten. Pro Nacht vielleicht zwei. Wie kommt das? Gerade die Götter müssten es doch am eiligsten haben, in ihre Heimaten zurückzukehren.“

Agash ließ sich Zeit mit seiner Antwort. „Sie sind sich für das Gedränge im Schacht zu fein“, meinte er schließlich. „Sie warten, bis sich der erste Ansturm gelegt hat.“

„Warum reisen sie nicht bei Tag?“ fragte der Engel. „Tagsüber beschränkt sich der Durchgangsverkehr auf ein Hundertstel von dem bei Nacht. Jetzt zum Beispiel ist uns noch kein einziger Reisender entgegen gekommen.“

„Wir haben die Ausreise für den ganzen heutigen Tag unterbrochen“, entgegnete Agash. „Wir wollten Euch nicht mit Gegenverkehr inkommodieren.“

Marja Mora ignorierte den ironischen Unterton und sagte: „Aber sonst? Warum reisen die Götter nicht bei Tag, wenn sie dem nächtlichen Gedränge entgehen wollen?“

„Höllenvolk bevorzugt es, bei Nacht zu reisen“, gab der Dämon knapp zurück. Er hatte offensichtlich wenig Lust auf dieses Frage- und Antwortspiel. Die Konversation mit dem Engel schien ihm im Allgemeinen auf die Nerven zu gehen.

„Wenn ihr nicht aufpasst, wohnen in der Hölle bald nur noch Götter“, versuchte es Marja Mora mit einem vorsichtigen Scherz.

„Es gibt *so* viele Dämonen“, lachte Agash, was aber keineswegs belustigt klang. Viel eher hatte es etwas von einer Drohung.

Für den Rest des Abstiegs wurde kein einziges Wort mehr gewechselt. Es dauerte eine weitere halbe Ewigkeit, bis sie endlich in die Hölle gelangten. Und diese Zeit nutzte Marja Mora, einen verwegenen Plan zu schmieden, einen Plan, wie sie Dagon und Asmodi ausbooten konnte.

Als sie die letzten Stufen zum Reich des Bösen hinab schritt, lag ein selbstbewusst kämpferisches, aber auch sehr charmantes Lächeln auf ihren Lippen. Sie wusste, was zu tun war. Sie würde die Hölle für sich gewinnen.

Für sich allein.

8. August 1987, in der Wohnung von Herrn Kramer, Bad Wiessee

Kramer sitzt auf seinem Bett und telefoniert: „Natürlich ist Brandner auf unserer Seite... Ja... Natürlich hat er

angebissen... Ich habe ihm die Geschichte genauso erzählt, wie du es mir aufgetragen hast... Ja... ich weiß, dass es Zeit ist... Ja... Ja, Abaddon, ich gebe dir vollkommen Recht. Er sollte langsam aktiv werden. Das Problem... Ja... Das Problem ist nur, dass er nirgends zu finden ist... Abaddon, ich verstehe deine... ich *verstehe* deine Sorge... Ja... Aber... Ja... Ich kann einfach nichts tun... Ja, einfach verschwunden... Nein. Nein... Ja, Abaddon... Wenn die Prophezeiung stimmt, passiert das eh erst am *vierzehnten*... Ich lege die Hände nicht in den Schoß!... Ja... Meine Güte, ja! ...Dämonen?... Ja, sind einige im Tal unterwegs... Ohne Frage werden sie Unruhe stiften... Ich weiß, dass wir uns das nicht leisten können... Meine Rede. Auf keinen Fall darf die Öffentlichkeit aufmerksam werden... Ja... Nein, auf keinen Fall... Nein, sie sollen sich nicht wieder einmischen... Ja, Menschen nerven... Ja, ich werde wachsam bleiben...Ja...Ja...Bis dann.“

Luzies Tagebuch

Rottach-Egern, 8. August 1987

Sehr verehrte Nachwelt,

heute Morgen weckte mich mein Vater. Meine Mutter wäre verschwunden, sagte er besorgt. Und tatsächlich, der Frühstückstisch war nicht gedeckt, wie sonst (und genau das war es wahrscheinlich, was meinen Vater so besorgt wirken ließ. Die Routine war unterbrochen worden. Mit so etwas kann mein Vater, der Kontroll-Freak, schlecht umgehen. Das macht ihn erst mal hilflos.)

Auf dem Küchentisch entdeckte ich eine Nachricht von meiner Mutter (die genau auf diese Routine anspielte). „Nehme heute frei“, lautete die knappe Information.

Mein Vater meinte dazu nur, er habe jetzt einen wichtigen Termin und würde mich mittags abholen, um mit mir essen zu gehen. Dann verschwand er und ich ging wieder ins Bett. Ich war todmüde, weil ich die ganze Nacht sowie den Tag davor gelesen hatte. „Minotaurus“ von Thomas Burnett Swann, ein Buch, das ich mir vorgestern beim Kollmannsberger, der Rottacher Buchhandlung gekauft hatte und das ich in einem Zug durchlesen musste, weil es von Dryaden, Minotauren und Faunen (!) handelte. Die Faune im Buch waren allerdings viel sympathischer als das Monster auf dem Ringberg.

Jede Nacht träume ich davon. Aber es sind keine Albträume. Sie sind eher spannend und abenteuerlich. Es gelingt mir immer, meinen Verfolger auszutricksen. Und das weiß ich schon im Voraus. Was mir ein gutes Gefühl gibt. Manchmal kommt auch der Brandner Kaspar oder der Tod in diesen Träumen vor.

Jeden Tag fahre ich zum Kieswerk in der Hoffnung, den alten Kaspar zu treffen. Und nie ist er da. Es ist schon fast, als ob das alles nur ein Traum war.

Heute Mittag jedoch ist schon wieder etwas ziemlich Seltsames passiert. Ich war mit meinem Vater im Gasthof zur Post essen. Wir saßen im Biergarten, hatten gerade bestellt (er Schweinebraten, ich Käsespätzle), da dachte er wohl, es wäre mal Zeit für ein väterliches Gespräch. Was ich denn so treibe, jetzt, wo ich Ferien hätte. Er näherte sich dem Thema sehr vorsichtig, höchstwahrscheinlich aus Angst, ich könnte fragen,

warum mir denn eigentlich auf einmal richtige Sommerferien vergönnt waren und wie es denn jetzt so aussehe mit der Zukunft der Familie, ob wir nun hier blieben oder weg gingen beziehungsweise wer von uns weg ginge.

Ich fragte natürlich nichts dergleichen, sondern gab unwillig Auskunft über meine derzeitige Freizeitgestaltung, die ja ohnehin so gut wie nur aus Lesen besteht. Wir sprachen über Bücher. Ein ungefährliches Thema. Ich fragte meinen Vater, der ja sehr gebildet ist, über griechische Mythologie aus.

Dann kam das Essen. Gegessen wurde schweigend und als mein Vater fertig war (er brauchte schlappe 7,5 Minuten, um eine beachtliche Portion Fleisch, zwei Knödel und eine Schüssel Krautsalat zu verschlingen), sprang er auf und meinte, er müsse dringend telefonieren.

Da bemerkte ich vier seltsame Personen am Nachbartisch sitzen und ich hätte schwören können, dass sie eine Sekunde zuvor noch nicht gesessen hatten.

Es waren zwei Frauen und zwei Mädchen. Sie sahen so ein bisschen südländisch aus und trugen alle vier ganz schwarze altmodische Kleider. Ich dachte zunächst an so etwas wie eine Trauergesellschaft.

Die eine der beiden Frauen war vielleicht so um die achtzig, das schneeweiße Haar streng zurückgebunden und im Nacken verknotet. Die andere war wohl Mitte vierzig, wahrscheinlich die Tochter. Sie sah der alten Frau jedenfalls sehr ähnlich und auch ihr Haar war streng zurückgebunden und verknotet, aber pechschwarz. Eins der Mädchen schien mir die Tochter und Enkelin der beiden Frauen zu sein. Sie war ungefähr so alt wie ich, zwölf höchstens dreizehn. Sie hatte, wie ihre Mutter,

pechschwarzes Haar, trug es aber offen. Das andere Mädchen war nur ein paar Jahre älter, ihr Haar jedoch war so weiß wie das der alten Frau. Es sah nicht so südländisch aus und war mit den anderen drei offensichtlich nicht verwandt. Dieses Mädchen starrte mich die ganze Zeit an, während die anderen drei ein ziemlich seltsames Gespräch führten.

„Schön ist es, wieder auf der Welt zu sein“, sagte die alte Frau. Das klang auf alle Fälle schon mal nicht nach Trauergesellschaft.

„Ja, Allekto“, sagte die, die ich für ihre Tochter hielt. „Erst ein bisschen ausspannen, dann ans Werk.“

„Ich will nicht ausspannen, Teisiphone“, quengelte das Mädchen, das so alt war wie ich.

Sie sprachen sich mit Vornamen an. Und mit was für welchen. Ich verwarf meine Mutter-Tochter-Enkelin-Theorie.

Das weißhaarige Mädchen starrte mich an und ich konnte auch nicht anders tun, als zurück zu starren. Plötzlich sagte es, ohne den Blick von mir abzuwenden: „Du, Megaira, schau mal!“ Es klang wie eine Frage. Das schwarzhaarige Mädchen sah kurz zu mir herüber und meinte: „Ja.“ Das klang wie eine Bestätigung.

Das weißhaarige Mädchen starrte mich weiter an, während die anderen drei das vorherige Gespräch noch einmal in umgekehrter Reihenfolge wiederholten.

„Ich will nicht ausspannen, Teisiphone“, beharrte Megaira, das Mädchen, das so alt war wie ich.

„Erst ein bisschen ausspannen, *dann* ans Werk“, sagte Teisiphone sehr bestimmt.

„Schön ist es wieder auf der Welt zu sein“, seufzte Allekto, die alte Frau, zufrieden.

Es war so, als ob sie sich gar nicht miteinander unterhielten. Es wirkte alles so aufgesagt. Wie in einem Schultheaterstück. Dann saßen sie schweigend da und nippten ab und zu an ihren Gläsern mit Mineralwasser.

Das weißhaarige Mädchen stand plötzlich von seinem Stuhl auf und kam an meinen Tisch, wo es stehen blieb um mich weiter anzustarren. Ich brachte kein Wort heraus. Irgendwie war ich gelähmt.

Dann fragte mich das Mädchen, ob ich schon einmal einen Engel gesehen hätte. Ich schüttelte den Kopf.

„Und ein Einhorn?“

Ich schüttelte wieder nur den Kopf

„In den Geheimgängen des Klosters kannst du beides finden“, sagte das weißhaarige Mädchen, wandte sich dann um und ging Richtung Straße, wo die anderen drei bereits auf sie warteten. Auf ihrem verlassenen Tisch standen keine Gläser mehr. In der kurzen Zeit, in der mich das weißhaarige Mädchen mit ihren komischen Äußerungen in ihren Bann gezogen hatte, mussten die anderen drei die Getränke bezahlt und den Biergarten verlassen haben. Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen.

Ich sah, wie sie ein Taxi anhielten, einstiegen (Teisiphone vorne, die Alte und die Mädchen hinten) und davonfuhren.

Als ich später mit meinem Vater den Biergarten verließ, fragte ich ihn, ob es in der griechischen Mythologie jemanden namens Teisiphone oder Megaira gibt. Aber er antwortete

nicht. Er war tief in Gedanken versunken und lächelte sein trauriges Lächeln.

Klostermägen sind unergründlich.

Weinberger, Sturm am Tegernsee

11. Innozenzia vom Finstren Walde

Dichter Nebel füllte das Tal des tegarin-seo, wie Milch eine Schüssel.

Zwei Reiter auf schnaubenden Rappen sahen von einem Hügel oberhalb des Nordufers aus in das undurchdringliche Weiß.

Es war der Morgen des 7. Oktobers, im Jahre 745 nach Christus.

„Wie damals vor zehn Jahren“, stellte Adalbert fest und strich sich über die frisch rasierte Tonsur. Er trug das Gewand eines Abtes, obwohl er noch nicht offiziell zum Abt des noch nicht ganz fertig gestellten Klosters Tegernsee geweiht worden war. „Warum hast du mich hierher geführt, Bruder?“

Wortlos riss Otkar, der wie ein Ritter geharnischt war, seinen Rappen herum, gab ihm die Sporen und galoppierte in Richtung des nördlichen Waldes.

„Wohin?“ rief Adalbert und folgte seinem Bruder.

Als sie den Waldrand erreicht hatten, verlangsamte sich ihr Ritt und Otkar antwortete mit düsterer Stimme tief und rau: „Der Finstre Wald. Heute holen wir uns die Jungfrau Innozenzia.“

Tief im Wald trafen die beiden Reiter auf die Holzhütte des Waldbauern, der ihnen vor zehn Jahren Obdach gegeben hatte.

Wie damals erschrak der alte Bauer, als er Otkar und Adalbert die Tür öffnete, fasste sich aber sogleich und verbeugte sich demütig vor dem hohen Besuch.

Er hatte die beiden Edelmänner nicht vergessen. Außerdem hörte man immer wieder von ihren Machenschaften im Tegernseer Tal. Die Waldbauern der Region beobachteten den Klosterbau argwöhnisch und fanden es befremdlich, mit welcher Emsigkeit die Mönche über die Wälder herfielen, „um dies wilde Land urbar zu machen“, wie sie zu sagen pflegten.

„Wo ist deine Innozenzia?“ war Otkars barsche Begrüßung.

„Beim Pilze sammeln“, stotterte der alte Bauer, der eine böse Vorahnung hatte.

„Hast du gut aufgepasst auf sie?“ Otkar klappte das Visier seines Helms nach oben und sah dem Bauern tief in die Augen. „Ist auch keine Sünde auf sie gekommen?“

„Keine Sünde nein“, brachte der alte Mann stockend hervor. Was hatten diese Männer mit seiner Tochter vor?

„Vater?“ Innozenzia stand am Zaun, an den Otkar und Adalbert ihre Pferde angebunden hatten. Ein rothaariges, etwa zwölfjähriges Mädchen, das in ein Kleid aus grobem Leinen gehüllt war und einen Korb voller Pilze trug.

„Lauf weg!“ rief der Vater, dann starb er durch einen blitzschnellen und gewaltigen Schwertstreich, mit dem ihm Otkar den Kopf vom Rumpf trennte.

Innozenzia starrte auf den leblos zusammensackenden Körper des Vaters und hörte, wie sein Kopf über die Holzdielen ins Innere der Hütte kugelte. Sie war wie betäubt, konnte sich nicht bewegen, dann wurde ihr schwarz vor Augen.

„Der Schrecken hat sie gelähmt“, hörte Innozenzia eine Stimme sagen.

„So läuft sie uns wenigstens nicht weg“, sagte eine andere, tiefere Stimme.

Innozenzia fühlte nichts. Weder ihren Körper noch ihre Seele. Nichts von beidem war wahrzunehmen. Ihre Sinne, ihr Geist, ihre Gefühle, alles war ausgeschaltet. Sie harrte in absoluter Schwärze. Hören konnte Innozenzia noch, jedoch verstand sie nicht, was diese beiden Stimmen da sagten.

„Warum hast du ihn erschlagen?“

„Er betrug sich nicht gebührlich.“

„Mh, Steinpilze.“

Innozenzia vom Finstren Walde hatte ihr Gedächtnis verloren.

Sie erwachte aus einem traumlosen Schlaf und wusste weder wer noch wo sie war. Das erste, was sie sah, war das schwarzbärtige Gesicht eines Mannes, das sie breit angrinste und fragte: „Hast du schon einmal ein Einhorn gesehen, junge Maid?“ Die Stimme kam Innozenzia bekannt vor.

Otkar hatte das Mädchen ins Kloster gebracht und einen ganzen Tag und eine ganze Nacht an ihrem Bett gewacht. Besorgt hatte er beobachtet, wie Innozenzias rotes Haar in dieser kurzen Zeit erbleicht war. Das Mädchen, das an diesem Morgen erwachte, hatte schneeweißes Haar.

„Sie sieht aus wie eine Heilige.“ Innozenzia bemerkte einen zweiten Mann. Auch seine Stimme kam dem Mädchen bekannt vor. Benommen rieb es sich die Augen.

„Der Schrecken hatte eine reinigende Wirkung“, sagte der erste Mann. „Sie ist wie neu geboren. Und sie wurde geboren, uns zu dienen.“ An Innozenzia gewandt fügte er hinzu: „Komm mit uns, in die Schmiede. Dort wirst du eine Kette schmieden. Danach brechen wir auf, ins Tal der Mangfall. Dort wirst du uns ein Einhorn fangen.“

8. Oktober, im Jahre 745 nach Christus

Schon seit es denken konnte, hauste das Einhorn im schattigen Tal der Mangfall, in einem Eichenwald. Niemals hatte ein Mensch diesen Wald betreten. Niemals, bis zu diesem Tag, da das Einhorn fremdartige Stimmen durch den Wald hallen hörte.

„Woher weißt du, dass es hier lebt?“

„Ich habe es geträumt.“

„Aber Träume…“

„Du kennst meine prophetische Begabung, Bruder, und jetzt schweig. Es könnte uns hören.“

In der Tat hörte das Einhorn jedes Wort, das gesprochen wurde, obgleich es viele hundert Meter entfernt auf einer Lichtung graste. Doch es verstand die grobe Sprache der Menschen nicht. Einhörner haben ein sehr gutes Gehör, jedoch keinerlei Verhältnis zu artikulierter Sprache. Sie selbst sind stumm und kommunizieren mit ihrer Umwelt über ihre telepathischen Fähigkeiten und ihre intuitive Sensibilität. Diese intuitive Sensibilität war es auch, die dem Einhorn sagte, dass Gefahr im Anmarsch war. Neben dieser Gefahr jedoch empfand das Einhorn etwas Wunderschönes, bisher noch nie Gefühltes, etwas Reines, so rein, wie es selbst war. Es legte

sich in das hohe Gras der Lichtung, schwelgerisch verträumt und gänzlich verzaubert. Während sich die menschlichen Eindringlinge fühlbar näherten, wurde auch dieses unbeschreiblich schöne Gefühl stärker und stärker.

Dann sah das Einhorn auf. Dort am Rand der Lichtung standen drei Menschen, zwei große, von denen eben jene Gefahr ausging, die das Einhorn bereits vorher wahrgenommen hatte, und ein kleiner Mensch, der das Schönste war, was das Einhorn jemals gesehen hatte. Dieser kleine Mensch war wie es selbst. Unschuldig und rein. Er strahlte pure Vollkommenheit aus. Das Einhorn konnte nicht anders, als die Gefahr beiseite zu schieben, sich zu erheben und langsam auf den kleinen Menschen zuzulaufen. Dieser erschrak und wich zurück. Das Einhorn spürte die Furcht in dem kleinen Menschen. Er wirkte ebenso scheu wie ein Einhorn.

Die großen Menschen redeten auf den kleinen Menschen ein. Das Einhorn fühlte, wie sie ihn bedrängten und funkelte sie böse an. Nur kurz, denn es vermochte seinen Blick nicht für lange von dem kleinen Menschen abzuwenden.

Das Einhorn war dem Zauberbann der Jungfrau Innozenzia erlegen.

Das Mädchen legte das gezähmte Wesen an die Kette, die sie selbst geschmiedet hatte, „eine Kette, geschmiedet von jungfräulicher Hand“, so stand es in den okkulten Schriften geschrieben, die Otkar sorgfältig studiert hatte.

Innozenzia führte das Einhorn aus dem Mangfalltal heraus, ins Kloster Tegernsee. Es folgte der Jungfrau bereitwillig hinab

in den Geheimgang, der unter dem Tegernsee hindurch vom Kloster bis zum Nordufer des Sees in eine Grotte führte. Dort wurde das Einhorn angekettet, um die Dämonen der Hölle daran zu hindern, auf die Erde zu kommen.

In einem Brunnen, den die Mönche in der Grotte angelegt hatten, sammelte man fortan den Urin des Einhorns. Diese Flüssigkeit war eiskalt und rein wie Engelstränen, und sie reinigte die Seelen der Menschen, die von ihr tranken, von ihren Sünden, zumindest befreite sie sie von quälenden Schuldgefühlen und war somit die richtige Arznei für die im Zölibat lebenden Mönche.

Innozenzia lebte fortan im Kloster, eingesperrt in einer winzigen Zelle. Von Zeit zu Zeit schickte man sie durch den Geheimgang in die Grotte des Kalten Brunnens, um dort jene reinigende Essenz zu schöpfen und den Mönchen zu bringen. Niemand außer einer Jungfrau konnte das Gefängnis des Einhorns betreten. Stets tobte es an seiner langen Kette durch die Grotte, verzweifelt über sein Schicksal und bereit, alles wütend zu zermalmen, was sich in seine Reichweite wagte. Einzig wenn Innozenzia die Grotte betrat, beruhigte sich das Einhorn, verkroch sich, ohne den Blick von Innozenzia lösen zu können, in eine mit Stroh gefüllte Grube und gab sich seiner unendlichen Traurigkeit hin, denn nichts ist schlimmer für ein Einhorn, als der Verlust der Freiheit.

Drei Jahre lang diente Innozenzia vom Finstren Wald dem Kloster, lethargisch, emotionslos, nicht fähig, sich zu erinnern, woher sie eigentlich kam, wer sie wirklich war. Die meiste Zeit verbrachte sie in ihrer fensterlosen Zelle. Wie ein gefangenes Tier ging sie dort auf und ab, bis sie müde wurde und auf ihr

hartes Lager fiel. Wasser und Brot wurde ihr durch ein Loch in der Wand gereicht. Und zuweilen kam der Prior des Klosters, Otkar, in ihre Zelle, drückte ihr wortlos einen Steinkrug und eine Fackel in die Hände und führte sie hinaus in den Klostergarten zu einer Falltür. Dann musste sie alleine eine steile Treppe in die Dunkelheit hinabsteigen und einen langen unterirdischen Gang durchwandern, bis sie die Grotte des Kalten Brunnens erreichte, wo sie die Einhornessenz in ihren Krug füllte.

Stets ignorierte Innozenzia das Einhorn, das nur mehr ein trauriges Abbild seiner selbst war, denn sie empfand kein Mitleid, weder für das Wesen, das durch ihre Hand gefangen worden war, noch für sich selbst. Sie fühlte nichts, nicht Freude, nicht Zorn, nicht Sehnsucht und sie erkannte auch nicht, wie grausam das Schicksal zu ihr war. Das Mädchen erfüllte lediglich seine Pflicht, die darin bestand, die Einhornessenz aus dem Brunnen zu schöpfen und zurück ins Kloster zu bringen. Innozenzia kannte nichts Anderes. Und so kam es ihr nie in den Sinn, sich den Befehlen der Klosterherren zu widersetzen. Sie war zur willenlosen Marionette geworden.

Drei Jahre lang währte Innozenzias Gefangenschaft im Kloster Tegernsee. Dann kam der Tag ihrer Befreiung.

30. September, im Jahre 748 nach Christus

Im lodernden Schein ihrer Fackeln, der sich mit dem allgegenwärtigen roten Glühen der Rubinadern zu einem diffusen Licht vermischt, schreiten die Furien ehrwürdig Stufe für Stufe Lugus Samildanachs Lange Treppe hinauf.

Die drei hochgewachsenen Dämonen sind in schwarze lange Kleider gehüllt, das medusenhafte Schlangenhaar umwogt ihre Häupter.

Allekto (auf das obere Ende der Treppe deutend): Sie haben den Durchgang zur Grotte zugemauert.

Teisiphone (die Reißzähne bleckend): Die kleinen fleißigen Mönche.

Megaira (finster dreinblickend): Und hinter der Mauer lauert das Einhorn.

Allekto: Wir werden sehen.

Die Furien erreichen das obere Ende der Langen Treppe. Vor der schweren Ziegelmauer bleiben sie stehen und stimmen sogleich einen schrillen, dissonanten Gesang an. Ein Beben erschüttert die Mauer. Dann zerfällt sie zu feinem Staub. Der Durchgang zur Grotte ist frei.

Nachdem sich der Staub gelegt hat, erkennen die drei Dämonen ein junges Mädchen, das wie angewurzelt vor einem Brunnen steht. Erschrocken starrt es den Furien entgegen. Ein Steinkrug fällt dem Mädchen aus der Hand und zerschellt auf dem Steinboden. Eine Wasserpfütze bildet sich zu seinen Füßen. Dann kommt das Einhorn herangestürzt. Mit wütend blitzenden Augen galoppiert es an dem Mädchen vorbei auf die Furien zu, die ungerührt stehen bleiben. Das Einhorn senkt den Kopf und zielt mit seinem Horn auf Allektos Brust. Dann wird es abrupt von der Kette zurückgehalten.

Allekto (unbeeindruckt das Horn musternd, das einen halben Meter von ihr entfernt zitternd auf ihre Brust zeigt): Das Einhorn ist immer noch hier.

Teisiphone (die Augen zu Schlitzen verengend): Und eine Jungfrau.

Megaira (an dem Einhorn vorbei, auf das Mädchen blickend): Seht, was für schönes weißes Haar sie hat!

Das Einhorn zieht ungestüm an der Kette, will sich losreißen, will sich auf die Dämonen stürzen, sie mit seinem Horn durchbohren. Doch die Kette hält seiner Kraft stand.

Allekto (nüchtern feststellend): Eine Kette, geschmiedet von jungfräulicher Hand.

Neben dem Brunnen führt eine Wendeltreppe bis zum Felsendom der Grotte hinauf und endet auf einem Plateau etwa zwei Meter unterhalb der Decke. Dort ist eine hölzerne Falltür eingelassen.

Megaira (die Falltür musternd): Ist das die Tür, die in die Welt der Menschen führt?

Teisiphone: Ja, das ist sie.

Megaira: Was würde wohl passieren, wenn die Jungfer diese Tür öffnete und das Einhorn von seiner Kette befreite?

Allekto: Es würde die Gelegenheit nutzen und seinem Gefängnis entfliehen. Vorher jedoch -so nehme ich an- würde es uns vernichten. Doch diese Spekulationen sind ohnehin vergebens. Keine menschliche Hand vermag die Falltür dort oben zu öffnen. So hat es Lugus Samildanach eingerichtet.

Megaira (dem Mädchen listig zurufend): Hilf uns! Töte das Einhorn!

Allekto (nüchtern feststellend): Keine Jungfrau ist dazu fähig. Eine Jungfrau mag ein Einhorn zähmen, es fangen und mit einer Kette fesseln. Doch sie vermag nicht, es zu töten.

Teisiphone (knapp): Kosmisches Gesetz.

Megaira: Stimmt es, dass eine Jungfrau ein Einhorn in den Schlaf singen kann? Schliefe es nämlich, könnten wir uns an ihm vorbei schleichen.
Allekto (nüchtern feststellend): Keine Jungfrau ist dazu fähig, ein Einhorn in solch tiefen Schlaf zu versetzen, dass man unbemerkt an ihm vorbei schleichen könnte. Es sei denn, sie wäre die Tochter des Leibhaftigen.
Allekto (mit sanfter Stimme an die Jungfrau gewandt, die immer noch vor dem Brunnen steht): Komm zu uns, mein Mädchen!
Teisiphone (in den sanften Tonfall einstimmend): Ja, Tochter, komm zu uns!
Megaira (ebenfalls sanft): Komm, Schwester, komm zu uns!
Die Jungfrau mit dem weißen Haar geht langsam auf die Furien zu. Im Vorbeigehen streicht ihre Hand geistesabwesend über die erregt bebende Flanke des Einhorns, beruhigt das rasende Wesen, so dass es mit gesenktem Kopf zurück in seine Grube trottet. Das Mädchen nimmt seinen Platz ein, bleibt vor den Dämonen stehen.
Allekto (sanft): So ist es gut, mein Kind.
Teisiphone (ebenso sanft): Wie heißt du, Tochter?
Allekto (wissend): Ihr Name ist Innozenzia.
Megaira (zärtlich): Innozenzia.

Innzozenzia vom Finstren Walde war verschwunden.

Dies meldete der Prior des Klosters, Otkar, seinem Bruder, dem Abt Adalbert, am Abend des 30. Septembers im Jahre 748. Die Jungfrau, so berichtete er aufgebracht, war zur Mittagszeit nicht aus der Grotte des Kalten Brunnens zurückgekehrt.

Daraufhin hatte Otkar eine Gruppe Mönche in den unterirdischen Gang geschickt, um nach Innozenzia zu sehen. Die Mönche waren mit Besorgnis erregender Nachricht zurückgekommen: Innozenzia war verschwunden, die Mauer, die den Durchgang zu der Treppe, die in die Hölle führte, versperrt hatte, war zerstört worden und das Einhorn wütete in der Grotte und hatte einen der Mönche, der sich zu weit in die Grotte hineingewagt hatte, aufgespießt.

So aufgebracht hatte Adalbert seinen Bruder selten erlebt. Er wies ihn kühl darauf hin, was Otkar verdutzte. Sei es denn *kein* Grund, aufgebracht zu sein, fuhr er Adalbert an. Und Adalbert machte den Prior darauf aufmerksam, dass er so nicht mit sich reden ließe, denn schließlich sei er der Abt des Klosters und ihm obliege es, zu entscheiden, ob man in dieser Situation aufgebracht zu sein habe und, des Weiteren, was nun zu tun sei. Otkar, der sogleich wieder aufbegehren wollte, wurde von seinem jüngeren Bruder scharf unterbrochen. Adalbert machte noch einmal deutlich, dass er sich nicht länger bevormunden ließe, jetzt, da er das Amt des Abtes bekleidete, und dass sein Wort hier im Kloster Gesetz sei und das Gesetz bezüglich der aktuellen Situation wie folgt lautete: Ab sofort sei es strengstens verboten, den Geheimgang unter dem See sowie die Grotte des Kalten Brunnens zu betreten. Die Falltür im Klostergarten solle versiegelt und ein Kräuterbeet darüber angelegt werden.

Ein drittes Mal stellte der Prior die Rede seines Abtes in Frage. Man benötige einen Ersatz für Innozenzia, man könne nicht auf die sündenreinigende Einhornessenz verzichten und der Zugang zur Höllentreppe müsse wieder zugemauert

werden. Adalbert schlug wütend mit der Faust auf den Tisch und entkräftete vehement und keine weitere Gegenrede duldend die Argumente seines Bruders. Man benötige, erstens, *keinen* Ersatz für Innozenzia, denn es sei schlimm genug, sich an *einem* unschuldigen Kind Gottes versündigt zu haben. Derartig unchristliches Verhalten werde hier im Kloster ab sofort nicht mehr geduldet. Zweitens werde man von nun an *ohne* sündenreinigende Einhornessenz auskommen müssen und zu keinerlei anderen heidnischen Zaubertricks greifen und stattdessen einzig und allein nach den Geboten des allmächtigen Herrn leben. Eine Mauer, so bemerkte der Abt drittens, würde keinen Dämon davon abhalten, aus der Hölle emporzusteigen, das Einhorn hingegen durchaus, und somit, schloss Adalbert, sei dem Schutz vor den Mächten der Hölle genüge getan.

So bestimmt hatte Otkar seinen Bruder nie erlebt. Er beugte wortlos das Haupt und verließ das Zimmer des Abtes, um die Versiegelung der Falltür anzuordnen und die Gärtner mit dem Anlegen des Kräuterbeetes zu beauftragen.

Selbstverständlich gab sich Otkar nicht so einfach geschlagen. Schließlich war er es bis jetzt gewesen, der im Hintergrund die Fäden in der Hand hielt, und zwar bezüglich sämtlicher Belange des Klosters. Adalbert war lediglich ein Schattenkönig. Und wenn er diese Rolle nicht mehr spielen wollte, so dachte sich Otkar, musste er sterben.

Tatsächlich versuchte Otkar eine Woche später, seinen jüngeren Bruder zu vergiften. Doch das Komplott wurde von einem Mönch bemerkt, zwei Trinkbecher wurden vertauscht, ein totgewollter Abt blieb am Leben, ein fast zum

Brudermörder gewordener Prior vergiftete sich selbst und jener Mönch, der die beiden Trinkbecher vertauscht hatte, wurde nach Otkars Tod in das Amt des neuen Priors erhoben.

Viel weiß man nicht über die frühe Klostergeschichte. Als im 10. Jahrhundert die Ungarn ganz Süddeutschland heimsuchten und der damalige Herzog Arnulf Klostergüter einzog, um damit den Krieg zu finanzieren, verlor auch Tegernsee den Großteil seines Besitzes. Das Mönchsleben erlosch völlig. Um 970 brannten die Klostergebäude nieder, wodurch viele Geschichtszeugnisse verloren gingen. Auch vorliegende Geschichte ist möglicherweise nur erfunden.

Luzies Tagebuch

Rottach-Egern, 9. August 1987

Sehr verehrte Nachwelt,

komisches Wetter heute. Die bisherigen Ferientage waren ausnahmslos sommerlich heiß. Wolkenloser strahlend blauer Himmel und Sonnenschein. Heute war es irgendwie so komisch diesig und auch nicht mehr ganz so warm. So wie in Italien am Meer, wo ich vor zwei Jahren mit meinen Eltern war. Das war in den Pfingstferien 1985. Da war´s in der Früh auch immer so diesig. Und ich dachte jedes Mal, das Wetter wird schlecht. Doch im Laufe des Vormittags wurde es dann doch immer knalleschön. Heute aber war´s den ganzen Tag lang diesig. Erst am späten Nachmittag setzte sich noch mal die Sonne durch. Und dann bei Sonnenuntergang zogen dicke fette Wolken über den Himmel, wie riesige träge Schiffe.

Irgendwie lag heute eine merkwürdige Stimmung in der Luft. Und das Wetter war dabei noch das am wenigsten Ausschlaggebende.

Gestern Abend kam meine Mutter nach Hause und ich erwartete den üblichen Streit zwischen meinen Eltern. Dieser jedoch blieb überraschenderweise aus. Ich lauschte angestrengt, aber nichts, es fiel kein einziges Wort. Heute dann beim Frühstück herrschte eisiges Schweigen. Ich halte das nicht gerade für ein gutes Zeichen.

Darum verließ ich das Haus heute auch gleich nach diesem schon etwas gruseligen Frühstück. (Mann, das bescherte mir echt ´ne Gänsehaut.)

Zu allem Übel lief ich Sophie in die Arme. Aber mit einem deutlichen „Lass mich endlich in Ruh!“ konnte ich sie abschütteln. Dann fuhr ich nach Tegernsee und besuchte das Heimatmuseum, um mich weiterzubilden bzw. um mich abzulenken. Ich lernte einiges über die Geschichte des Klosters Tegernsee. Seit 1803 ist es ja kein richtiges Kloster mehr. Heute sind in den Gebäuden das Gymnasium und die hiesige Brauerei untergebracht. Große Teile des Klosters stehen leer. Wäre spannend, da mal rumzugeistern.

Später fuhr ich zurück nach Rottach-Egern, zum Kieswerk am See, um wie jeden Tag nach dem Brandner Kaspar Ausschau zu halten (wieder mal vergeblich).

Dann radelte ich planlos in der Gegend herum. Am Rottacher Postamt, an der Bushaltestelle auf der langen Holzbank, saß ein Punker, so einer mit Irokesenschnitt. Sah wirklich witzig aus. Ich stellte mein Fahrrad ab und setzte mich auf die Bank (natürlich in gebührendem Abstand) und beobachtete ihn aus

den Augenwinkeln. Er saß einfach nur so da mit seiner Baseballjacke, die an den weißen Ärmel mit irgendwelchen Symbolen beschmiert war, seiner rotkarierten Hose und den schweren Stiefeln, stierte ins Leere und machte keineswegs den Eindruck, als ob er auf den Bus warten würde. Ab und zu nippte er an einer Dose Cola.

Irgendwie war der Typ interessant. Aber es wurde noch interessanter. Ein Bus kam an der Haltestelle an. Einige Leute stiegen aus und die meisten davon nahmen auf der langen Holzbank Platz, um auf den Anschlussbus nach Bad Wiessee zu warten. Unter den Leuten war ein Mann im Trenchcoat. Der setzte sich zwischen den Punker und mich auf die Bank. Der Mann war sehr blass, fast schon ein bisschen grünlich, so wie todkrank. Auffällig waren auch seine dicken wulstigen Lippen, die ein geringschätziges Lächeln umspielte. Dabei ließ er einen rotweiß geringelten Trinkhalm von einem Mundwinkel zum anderen hin- und her wandern.

Dieser Mann saß eine Weile da und beobachtete mit seinem seltsamen Lächeln die vorbeifahrenden Autos. Dabei raubte er mir die Sicht auf den süßen Punker. Aber dieser komische Typ war ebenfalls ein interessantes Beobachtungsobjekt. Er wandte sich plötzlich an den Punker. „Wir kennen uns“, meinte er. „Ich wüsste nicht woher“, sagte der Punker. „Wir trafen uns vor neun Tagen, kurz nach Mitternacht“, sagte der Mann und es entstand ein betretenes Schweigen. Leider konnte ich das Gesicht des Punkers nicht sehen. „Auf dem See“, ergänzte der Mann im Trenchcoat dann bedeutungsvoll. „Ich sah dich von oben, du mich von unten.“

Der Punker sprang auf und lief Hals über Kopf an mir vorbei und auf und davon. Merkwürdig, was mochte das bedeuten: „Auf dem See. Ich sah dich von oben, du mich von unten.“ ???

Der Mann sah dem Punker grinsend hinterher. Offensichtlich freute er sich, dass er ihm einen Schrecken eingejagt hatte. Seine Augen blitzten boshaft. Ganz schön unheimlich. Und dann fiel sein Blick auf mich. Er grinste mich breit an und kaute dabei auf dem Trinkhalm herum. Aber bevor er etwas zu mir sagen konnte, machte auch ich mich aus dem Staub. Dieser Mann hatte eine ganz und gar unheilvolle Ausstrahlung. Dann fuhr ich wieder zum Kieswerk, setzte mich dort auf einen Kieselsteinhaufen und las (Geistergeschichten von einem gewissen Howard Phillips Lovecraft - seltsames Zeug). Der Brandner Kaspar tauchte natürlich nicht auf.

So gegen Abend, als sich die Badegäste verzogen hatten, setzte ich mich dann ans Ufer und dachte mir Geschichten aus, während ich auf den See hinaussah.

Dann, urplötzlich (ich traute meinen Augen nicht), bemerkte ich, etwa 100 Meter von mir entfernt, eine strahlende Gestalt, die über der Wasseroberfläche schwebte. Sie war nur für einen winzigen Augenblick zu sehen und gleich wieder spurlos verschwunden. Sowas wie ´ne Fata Morgana oder vielleicht eine Vision.

Ähnlich wie diese Marienerscheinungen, nur kürzer. Immerhin konnte ich diese strahlende Gestalt sofort wiedererkennen. Auf einmal fiel mir nämlich ein, was ich vergangene Nacht geträumt habe. Es fiel mir mit vollkommener Klarheit ein, was ungewöhnlich ist, denn normalerweise verblassen Träume ja recht schnell. Jedenfalls

hatte ich von eben dieser Gestalt geträumt, die da gerade über dem See schwebte. Und wenn ich´s genau bedenke, bin ich fast der Überzeugung, dass das kein gewöhnlicher Traum war, sondern so etwas wie eine Heimsuchung, oder besser: eine Erscheinung. Und zwar die eines Engels. Diese Engelserscheinung war Teil eines Alptraums. Und der Engel war es auch, der diesen Alptraum letztendlich in einen sehr angenehmen Traum verwandelte.

Ich träumte, ich wäre im Haus meiner Eltern. Es war dunkel und ich konnte keinen Lichtschalter finden. Außerdem war das Haus irgendwie ganz anders als in Wirklichkeit, viel größer, verwinkelter. Ich konnte mich nicht orientieren und irrte herum. Ich hatte Angst und wollte nach meinen Eltern rufen. Aber ich konnte mich nicht entscheiden, ob ich nach meiner Mutter oder nach meinem Vater rufen sollte. Also rief ich nach unserem Hund (zu dem ich ja eigentlich überhaupt kein Verhältnis hab, will heißen: wir interessieren uns nicht füreinander. Das war schon immer so, und unser Hund war schon vor meiner Geburt ein Teil der Familie, ein stets sehr unauffälliges Familienmitglied, das meistens nur faul rumliegt und hin und wieder spurlos verschwindet, zum Essen aber pünktlich wieder auftaucht. Naja, egal. Ich mag ihn irgendwie nicht und trotzdem rief ich in meinem Alptraum nach ihm und nicht nach meinen Eltern). Ich tastete mich durch einen ewig langen Flur, bis ich in die Küche kam. Fahles Laternenlicht fiel durchs Küchenfenster. Auf dem Küchentisch sah ich im Halbschatten eine schwarze Katze, die ihr Fell sträubte und mich anfauchte. Ich weiß nicht warum, aber mir war sofort

klar, dass das unser Hund war und dass er sich in eine Katze verwandelt hatte (wie das in Träumen eben so ist).

Ich stürzte jedenfalls voller Angst aus der Küche und befand mich auf einmal nicht mehr im Flur, sondern im Wohnzimmer. Der Fernseher lief ohne Ton. Auf dem Bildschirm war nur Gegrießel zu sehen. Vater saß im Bademantel in seinem Sessel und starrte gebannt in den Fernseher. Dann bemerkte er mich und sagte etwas ganz und gar Scheußliches zu mir, so scheußlich, dass es mir peinlich ist, es hier aufzuschreiben. Ich bekam noch mehr Angst und flüchtete über die Terrassentür in den Garten. Schließlich rannte ich zum Gartentor und dann raus auf die Straße. Unter der Laterne stand meine Mutter. Sie sah grauenvoll aus. So ähnlich wie der Faun, der mich auf dem Ringberg verfolgt hat. Und mit riesigen Fledermausflügeln auf dem Rücken. Sie verzerrte ihr Gesicht zu einer fürchterlichen Fratze und streckte ihre Klauen nach mir aus. Ich rannte in blinder Panik die Straße hinunter. Und da kam Sophie mit ihrem roten Fahrrad auf mich zu. Sie fuhr an mir vorbei und rief mir etwas zu. Ich kann mich an jedes Wort erinnern. So klar habe ich diesen Traum vor Augen, oder in diesem Fall: in den Ohren. Sophies Stimme klang unangenehm hoch und schrill. Sie rief: „Dass du was Besonderes bist, mag sein, doch damit bist du nicht allein!“ Dann stolperte ich und stürzte kopfüber in den Tegernsee. Das war der absolute Höhepunkt des Alptraums, das pure Grauen. Ich dachte, jetzt ist es aus. Ich ertrinke. In Todesangst strampelte ich wild mit Armen und Beinen, um nicht unterzugehen, was mir aber nicht so recht gelingen wollte.

Doch dann erschien mir diese unbeschreiblich schöne Frau mit ihrem lockigen Engelshaar, gehüllt in eine weiß strahlende Robe. Sie schwebte auf elegant schwingenden Schwanenflügeln über der Wasseroberfläche und streckte ihre Hand nach mir aus. In diesem Augenblick ging ich unter. Die Kraft war mir ausgegangen. Meine Sinne schwanden. Doch dann fühlte ich, wie eine Hand nach der meinen griff und mich wieder nach oben zog.

Im nächsten Augenblick stand ich auf einer großen Wiese. Es war plötzlich Tag und vor mir stand die Engelsfrau, die immer noch meine Hand hielt. Sie lächelte mich an. *So* liebevoll. Und ich wurde ganz ruhig. Wohlige Wärme durchströmte meinen Körper. Mein Herz war erfüllt von einem wunderschönen, sehnsüchtigen Gefühl, das ich nicht imstande bin, auch nur annähernd zu beschreiben.

Die Engelsfrau nannte mich beim Namen und ihre Stimme klang sanft und überirdisch schön. Und dann war der Traum vorbei. Ich wachte auf und fühlte mich ganz verzaubert, verzaubert und unglaublich sehnsüchtig. Ich bemühte mich, sofort wieder einzuschlafen, damit ich den Engel wiedersehen konnte, doch soweit ich das nachvollziehen kann, fiel ich in einen vollkommen traumlosen Schlaf. Und als ich aus diesem erwachte, hatte ich alles vergessen. Bis zu dem Zeitpunkt, an dem mir der Engel am Ringsee erschien. Da sah ich dann von einem Moment zum anderen alles wieder klar vor mir.

Es passieren bisher nie da gewesene, seltsame Dinge in diesen bisher nie da gewesenen, seltsamen Ferien. Erst diese Geschichte mit dem Faun, dann der aus einem Märchen entsprungene Brandner Kaspar; Geschichten von Tod und

Teufel, all diese Merkwürdigkeiten der letzten Tage, die Sache gestern im Biergarten, überall trifft man auf merkwürdige Personen, die undurchsichtige, unheimliche Sätze sprechen (inkl. meiner Eltern), und jetzt ein Engel, der mir erscheint, ein Schutzengel scheinbar, der mich von allem Übel befreit und mich aus diesem ganzen Schlamassel herausholt, ein Engel, der sich um mich kümmert, mich rettet und der mich lieb hat. So jedenfalls fühlt es sich an. Ich bin so voller Sehnsucht. Ich würde sie so gern wiedersehen, die Engelsfrau, meine Retterin.

Vielleicht heute Nacht?

Auf nackte Zinnen streut er lichten Schnee, Und goß ins Tal Smaragde, Well` an Welle; Dann schimmernd sprangst du aus der Alpen Zelle jungfräulich sehnend, grüner Tegernsee.

Scheuerlin

12. Der Beraneksche Schabernack

Etwas höchst Merkwürdiges ereignete in der Nacht vom 10. auf den 11. August 1987.

Mit Einbruch der Dunkelheit hatte es angefangen, in Strömen zu regnen. Um Mitternacht setzte dann urplötzlich ein orkanartiger Sturm ein, der mit tosender Gewalt durch das Tal raste, an den Bäumen zerrte und das Wasser des Sees aufpeitschte. Ein Blitz jagte den nächsten, ließ die vom Unwetter geschlagene Landschaft in grell weißem Licht aufleuchten. Nahezu durchgängig brüllte der Donner und mahnte die Menschen, in ihren Häusern zu bleiben.

Dann passierte es.

Die Leichen tauchten auf.

Alle, die jemals im Tegernsee ertrunken und in seinen Tiefen verschollen geblieben waren – und der See hatte im Laufe der Jahrtausende vielen das Leben genommen – alle wurden an die Oberfläche getrieben und schwammen dort, schauerlich anzusehen, auf den Wellen schaukelnd, alle mit dem Gesicht nach unten, während das aufgebrachte Wasser mit ihren leblosen Armen und Beinen spielte, als ob es den Leichen neues Leben einhauchen wollte.

Ein gespenstisches Schauspiel war es, denn die Toten trieben so auf dem See, als wären sie eben erst ertrunken. Selbst die, die vor Hunderten von Jahren ihr Leben gelassen hatten, sahen weitgehend unversehrt aus. Und so waren die Ertrunkenen in Gewänder verschiedenster Epochen gekleidet.

Abaddon und Leviathan standen am Ufer, dort wo die Rottach in den See mündet, und beobachteten fassungslos den grausigen Spuk. So weit ihre Augen blicken konnten, war die Wasseroberfläche mit dahin treibenden Leichen bedeckt.

„Man sieht mehr Leichen als Wasser“, stellte Leviathan, der in Hundegestalt neben dem Teufel stand, bellend fest.

„Ich hab doch gewusst, dass sich da was zusammenbraut“, übertönte Abaddon brüllend das Tosen des Sturms. „Wir haben gut daran getan, nachzusehen.“

„Was sollen wir nun tun?“ kläffte der schwarze Hund und schüttelte sein triefnasses Fell.

„Die Leichen müssen weg! Wenn die Menschen *das* sehen!“

Der Teufel und sein Hund liefen eiligst zurück zum Wagen, der an der Kur- und Kongresshalle stand. Abaddon griff sich das Autotelefon und wählte Kramers Nummer. Erst nach dem zehnten Mal Läuten hob der Tod den Hörer ab.

„Na endlich“, brüllte Abaddon in die Sprechmuschel.

…

„Es gibt *allerdings* einen Grund herumzubrüllen!“

…

„Pah! Der Tod schläft nie!“

…

„Erspar mir dein Gejammer! Ich brauche deine Hilfe!“

…

„Der See ist voller Leichen. Ohne Zweifel Dämonenwerk. Die Öffentlichkeit darf davon unter keinen Umständen etwas mitbekommen. Sonst ist hier die Hölle los.“

…

„Die Leichen müssen v e r s c h w i n d e n !!!“

…

„Das ist *dein* Ressort! *Du* bist der Tod! Und wie du dich vielleicht entsinnen kannst, ist es weder Leviathan noch mir möglich, mit dem Wasser dieses engelverfluchten Sees in Berührung zu kommen, geschweige denn ein paar hunderttausend Leichen rauszufischen. Also beweg deinen Arsch gefälligst sofort hierher!…Kramer!…Und nimm ein Netz mit!“

11. August 1987, 0:55 Uhr

Herr Beranek saß in einem Ruderboot, das inmitten des Sees auf den Wellen tanzte. Er genoss das Unwetter und ergötzte sich an dem prächtigen Anblick der unzähligen Leichen, die er hatte auftauchen lassen. Was für ein vortrefflicher Schabernack! Ein Meisterwerk an dämonischer Zauberkunst!

„Es sind so viele“, sang Beranek lachend vor sich hin. „Sooo viele!“

Mit einem Paddel zog er eine der Leichen ans Boot heran. Es war ein nackter, stark behaarter Mann, ein Urzeitmensch. Beranek, der offenbar über außerordentliche Körperkräfte verfügte, wuchtete den Toten mit einer Hand schwungvoll ins Boot, beugte sich fröhlich kichernd über ihn, holte einen Eispickel hervor und rammte diesen mit einem knirschenden Geräusch durch die Schädeldecke des vor vielen zehntausend

Jahren Ertrunkenen. Eine besonders hohe Welle warf Beranek plötzlich zurück. Er landete hart mit dem Rücken auf den Planken des Bootes. Der Eispickel entglitt ihm und flog in hohem Bogen über Bord.

„Mein schöner Eispickel!“ schrie Beranek zornig, um im nächsten Moment sogleich wieder zu lachen und sich erneut über den toten Urzeitmenschen zu beugen. Aus der Innentasche seines Trenchcoats zog er einen rotweiß geringelten Strohhalm aus Plastik, den er in das Loch im Schädel des Toten steckte.

„Viel wird bei dir ja nicht zu holen sein, mein Freund“, kicherte Herr Beranek. Und dann fing er an zu saugen.

11. August 1987, 1:05 Uhr

„Der Boandlkramer!“ begrüßte der Teufel den Tod mit gespielter Herzlichkeit, als dieser aus seinem alten VW Golf stieg und sofort einen Regenschirm aufspannte.

Kramer war alles andere als begeistert. Abaddon hatte ihn mit seinem ausgesprochen unfreundlichen Anruf aus dem Schlaf geschreckt und nach Rottach-Egern beordert, damit er sich um eine ausgesprochen unerfreuliche Angelegenheit kümmerte. Jetzt stand er im Regen auf dem Parkplatz der Kur- und Kongresshalle und Abaddon grinste ihm heuchlerisch ins Gesicht.

Der Anblick, den Kramer bot, barg eine gewisse Komik. Er trug einen dunklen Kapuzenmantel, seine übliche Arbeitskleidung in seinem Amt als Tod, und unter diesem dunklen Kapuzenmantel verbarg sich ein blankes Skelett, Kramers eigentliche Gestalt also. Völlig unpassend wirkte der

Regenschirm, den der vierte apokalyptische Reiter fest mit seinen Knochenhänden umklammerte. Verstimmt begrüßte er Abaddon und Leviathan, der sich inzwischen in ein groteskes und nicht weniger komisch anzusehendes haifischartiges Etwas auf drei Beinen verwandelt hatte, um sich auf diese Weise besser vor dem Regen zu schützen.

„Ist dir jemand auf dem Weg begegnet?“ fragte Abaddon den Tod, immer noch freundlich grinsend.

„Keine Menschenseele ist auf der Straße“, antwortete Kramer.

„Gut! Das Wetter ist auf unserer Seite.“ Abaddon wurde ernst. „Wir müssen die Leichen so schnell wie möglich verschwinden lassen!“

„Wir?“ maulte Kramer gereizt.

„Du“, gab Abaddon schulterzuckend zurück.

Eine Böe fuhr unter Kramers Regenschirm, so dass er ihm entglitt. Er wirbelte hoch in die Luft und wurde dann unvermutet von einem Blitz zerfetzt.

„Das Wetter ist auf unserer Seite“, murmelte Kramer vom Donner übertönt und beobachtete, wie die verkohlten Überbleibsel seines Regenschirms in alle Windrichtungen zerstreut wurden.

„Netz dabei?“ fragte Abaddon. Kramer holte es aus dem Kofferraum.

Dann folgte er dem Teufel und Leviathan, der offensichtlich Schwierigkeiten hatte, seine drei Beine beim Laufen zu koordinieren, zur Rottachmündung.

„Um Gottes Willen“, stöhnte der Tod, dort angekommen, „Man sieht mehr Leichen als Wasser!“

„Erwähne dieses Wort nie wieder in meiner Gegenwart!“ schrie der Teufel gegen den Sturm an.

Und Leviathan grinste ein stumpfsinniges Haifischgrinsen.

11. August 1987, 1:25 Uhr

Das Unwetter tobte unvermindert weiter, während der Tod, der sich inzwischen in einen wahren Titanen verwandelt hatte, den See durchwatete und sein Netz, welches ebenfalls riesige Ausmaße angenommen hatte, hinter sich her zog, um darin die Leichen zu sammeln. Systematisch, wie ein Bauer, der ein Feld pflügt, schritt er von Ufer zu Ufer des Tegernsees, der im Vergleich zu dem jetzt fast ums Hundertfünfzigste gewachsenen Kramer nur mehr wie ein Teich wirkte. In regelmäßigen Abständen schlugen Blitze in den Titanen ein und dann sah man für einen Moment das Gerippe durch den dunklen Mantel hindurch scheinen. Immer wenn er von einem Blitz getroffen wurde, taumelte der Tod leicht. Zuweilen stolperte er auch über unvermutete Untiefen. Doch niemals kam er zu Fall.

Kramer war sehr bemüht, diese Arbeit mit Würde zu vollbringen, und allein angesichts seiner gigantischen Größe wirkte sein Tun durchaus majestätisch.

„Stil hat er“, sagte Abaddon. „Das muss man ihm lassen.“

Er und Leviathan standen immer noch am Ufer und sahen dem Tod bei seiner Arbeit zu.

„Weiß Gott“, dachte Leviathan, doch er verbiss sich die Bemerkung. Stattdessen meinte er: „Ich denke, wir sollten jetzt gehen. Es gibt hier nichts, was wir noch tun könnten.“

„Ja“, seufzte Abaddon, „wir können nur hoffen, dass Kramer rechtzeitig fertig wird, bevor irgendjemand etwas davon mitbekommt.“

11. August 1987, 5:00 Uhr

Man hatte sich zu einer Lagebesprechung in Kramers Wohnung in Bad Wiessee verabredet. Als Abaddon mit Leviathan (der nun wieder ein Hund war) Kramers Wohnung betrat, bot sich ihm folgendes Bild:

Kramer saß in seiner menschlichen Gestalt im Wohnzimmersessel, den rechten Fuß verbunden auf dem Couchtisch abgelegt, zwischen der obligatorischen Schnapsflasche und einem Eispickel. In einer Ecke des Zimmers kauerte regungslos eine triefend nasse Gestalt, die in Kramers Fischernetz eingewickelt war, und auf dem Boden neben Kramers Sessel lag ein leeres Wasserglas.

„Mir ist das Glas runtergefallen“, begrüßte der Tod seine Gäste. Er sah ziemlich abgekämpft aus und war auch offensichtlich nicht mehr ganz nüchtern.

Abaddon hob das Glas auf und stellte es vor Kramer auf den Tisch. Leviathan blieb an der Wohnzimmertür stehen und knurrte die im Netz gefangene Gestalt an.

„Wer ist das?“ fragte der Teufel.

„Beranek“, erwiderte der Tod. „Ein windiger Dämon. Hab ihn aus dem See gefischt.“

„Aha“, sagte Abaddon gedehnt und setzte sich auf die Couch. „Platz, Leviathan!“ Der Hund legte sich auf den Boden, ohne den Gefangenen aus den Augen zu lassen.

Kramer versuchte, sich zu der Schnapsflasche vorzubeugen, schaffte es jedoch nicht. Ächzend sank er in seinen Sessel zurück: „Was für eine Nacht!“

„Du hast dich verletzt?“ fragte Abaddon, während sein Blick von Beranek über Kramers Fuß zu Kramers Gesicht wanderte. „Bin in was Spitziges getreten“. Der Tod deutete auf den Eispickel, der auf dem Tisch lag.

„Und war deine Mission erfolgreich?“

„Der See ist leichenfrei.“

„Wohin hast du sie gebracht, die Leichen?“

„Berufsgeheimnis.“

„Hat irgendjemand etwas mitbekommen?“

„Menschen?“

„Ja, Menschen, natürlich Menschen!“

„Nicht, dass ich wüsste.“

„Und dieser Beranek, ist er der Verantwortliche für diese ganze Leichengeschichte?“

„Keine Ahnung. Frag ihn selbst!“

„Beranek!“ dröhnte der Teufel durch Kramers Wohnzimmer. „Weißt du, wer ich bin?“

Ein zaghaftes „Ja“ kam aus dem Fischernetz.

„Gut.“ Abaddon machte es sich auf der Couch bequem und zählte in aller Seelenruhe sämtliche nur erdenklichen Grausamkeiten auf, die Beranek erwarteten, wenn er im nun anstehenden Verhör nicht wahrheitsgemäß aussagen würde. Er gestaltete seine Rede sehr ausführlich und stellte einige im Falle von mangelnder Kooperation anstehende Foltermethoden genüsslich detailliert dar. Dann fragte er, ob Beranek alles verstanden hätte, und als wieder ein zaghaftes „Ja“ aus dem

Fischernetz kam, verbesserte der Teufel den Dämon mit einem bellenden: „Ja, *Majestät*!“

„Ja, *Majestät*.“

„Gut.“

Abaddon holte tief Luft und setzte zur ersten Frage an: „Woher kommst du, Beranek?“

„Aus Nekropolis, Majestät, fünfter Ring der Hölle, Majestät.“

„Wie kamst du auf die Erde?“

„Durch die Pforte der Hölle, Majestät“

„Seit wann steht die Pforte offen?“

„Seit dem 1. August, Majestät, seit zehn Tagen, Majestät.“

„Wie kam das?“

„Es heißt, der Engel ist übergelaufen, Majestät.“

„Und weißt du auch, warum?“

„Ich…ich weiß nicht so genau, Majestät.“

Abaddon seufzte und nickte wissend. „Dich interessiert das auch nicht so genau, nicht wahr, Beranek? Politik ist nicht so dein Ding, was? Für dich waren die Umstände einfach nur sehr willkommen, um einen kleinen Ausflug in die Welt der Menschen zu machen, nicht wahr, Beranek?“

Wieder das zaghafte „Ja“, eilig gefolgt von einem „Majestät“. Da haben wir uns ja einen feinen Informanten geschnappt, dachte sich Abaddon, ein kleiner primitiver Dämon. Keine Ahnung von nichts.

„Wie viele Dämonen halten sich derzeit im Tegernseer Tal auf, Beranek?“

„Das…das weiß ich nicht so genau, Majestät…nicht viele, Majestät. Die meisten sind woandershin, Majestät.“

„Also bist *du* verantwortlich für den Leichenspuk der letzten Nacht?“

„Ja, Majestät, tut mir leid, wenn ich Euch Unannehmlichkeiten…“

„Schweig!“ Abaddon holte wieder tief Luft und sagte dann: „Versuchen wir´s noch mal mit Politik. Wer regiert derzeit die Hölle?“

„Dagon und Asmodi, Majestät, soviel ich weiß, Majestät?“

„Soviel ich weiß!“ echote Abaddon prustend vor Lachen. „Dagon und Asmodi?! Scheint so, als ob sie sich nicht so recht durchsetzen können, die beiden Schwachköpfe. Oder wie beurteilst du das, Beranek?“

„Ich weiß nicht so genau, Majestät.“

„Dagon und Asmodi!“ lachte der Teufel und krümmte sich auf der Couch, bis ihm ein ernster Gedanke kam. „Warum nicht Astarte?“ fragte er Beranek

„Sie…sie ist…tot, Majestät.“

Das hatte Abaddon nicht gewusst. Es versetzte ihm einen Schlag. Er hatte Astarte geliebt, verehrt, hoch geachtet. Sie hatte großes Ansehen in der Hölle genossen und war Abaddon eine zärtliche Geliebte und scharfsinnige Beraterin gewesen. Auch wenn sie die Gefallenen nicht abzuhalten vermochte, Abaddon zu verbannen, so blieb sie dem Teufel doch unvergesslich und unvergleichlich in ihrer Schönheit, Klugheit und Macht. Heiße Wut stieg in Abaddon hoch. Er sprang von der Couch auf und brüllte: „Was sagst du da?!“

Kramer und Leviathan, die während des Verhörs eingeschlafen waren, schreckten hoch.

„Sie fiel in der Goßen Schlacht, Majestät“, winselte Beranek angsterfüllt. „Nachdem Ihr nicht mehr da wart, brach Krieg in der Hölle aus, Majestät.“

„Und ich kann mir auch sehr gut vorstellen“, schrie Abaddon und griff nach dem Eispickel, „wer diesen Krieg angezettelt hat!“ Er stürmte um den Couchtisch herum auf Beranek zu, der hilflos in seinem Netz zappelte.

„Marchocias war´s. *Er* hat sie getötet.“

Abaddon packte Beranek in blinder Wut und rammte ihm den Eispickel mitten in die Stirn.

„Er hat sie getötet, *Majestät*!“ verbesserte Abaddon den sterbend in sich zusammensackenden Dämon.

11. August 1987, 5:25 Uhr

Draußen hatte es aufgehört zu regnen. Das Gewitter hatte sich verzogen und es herrschte absolute Windstille.

„Marchocias!“ knurrte Abaddon, der immer noch sehr aufgebracht in Kramers Wohnzimmer auf und ab lief. „Hah! Und Asmodi und Dagon!“

Kramer war wieder eingeschlafen und Leviathan hielt es für besser, vorerst nichts zu sagen.

„Oh, ich kann mir schon vorstellen, was diese beiden Vollidioten vorhaben“, dachte Abaddon laut. „Marja Mora! Pah! Und Marchocias, das Schwein. Er war es, der mich entthront hat. Und dann das! Oh, Astarte!“

„Ihre Gedanken, Herr Abaddon“, wagte Leviathan schließlich zu sagen. „scheinen mir gerade etwas sprunghaft zu sein. Und mit Verlaub“, fügte er diplomatisch hinzu, „ich glaube, was wir jetzt brauchen, ist ein klarer Kopf.“

„Du hast recht, mein Leviathanchen“, seufzte Abaddon kapitulierend und setzte sich wieder auf die Couch. „Von einem Krieg wusste ich nichts. Aber was weiß ich schon. Keine einzige Nachricht ist mir aus der Hölle zu Ohren gekommen, seit sie mich rausgeworfen haben.“

„Dank unseres genialen Tarnzaubers“, fügte Leviathan hinzu, „ist der Hölle im Gegenzug keine einzige Nachricht über uns zu Ohren gekommen.“

„Nachdem uns Marja Mora letztens gesehen hat, ist die geniale Tarnung wohl dahin. Und wenn das stimmt, dass der Engel übergelaufen ist, dann wissen die in der Hölle, dass wir hier am Tegernsee sind.“

„Das erklärt, warum die Dämonen durch das Tor der Hölle ein und aus gehen können…“

„…und *wir nicht*. Da hat sich jemand eine Teufelei speziell für uns ausgedacht.“ Abaddon lief inzwischen wieder auf und ab. „Marja Mora“, schnaubte er. „Dagon. Asmodi. Ein Engel, ein Gott und ein Dämon.“

„Ein Triumvirat“, murmelte Leviathan nachdenklich.

„Das haben sie sich fein ausgedacht.“

Abaddon setzte sich wieder: „Die Hölle ist offenbar völlig auf den Hund gekommen. Ich frage mich nur, was da während meiner Abwesenheit gelaufen ist.“

„*Er* kann´s uns nicht mehr erzählen.“ Leviathan deutete mit der Schnauze auf den toten Beranek.

„Höchstwahrscheinlich haben sich die Dämonen gegen die Gefallenen Engel erhoben, nachdem man mich verbannt hatte“, mutmaßte der Teufel. „Und schon war der Krieg perfekt.“ Er hielt inne: „Arme Astarte.“

„Tja“, sagte der schwarze Hund und streckte gähnend seine Vorderbeine.

„Wir müssen handeln“, stellte Abaddon resolut fest und rief Kramer laut beim Namen.

„Das ist das dritte Mal in dieser Nacht, dass du mich mit deinem Geschrei aus dem Schlaf reißt“, schimpfte der Tod schlaftrunken.

„Es wird Zeit, dass du den Brandner Kaspar ausfindig machst“, sagte Abaddon. „Und komm mir jetzt nicht mit 'laut Prophezeiung haben wir noch bis zum 14. August Zeit'. Wir beide wissen, was wir von den Prophezeiungen des Johannes zu halten haben.“

Bei der Erwähnung dieses Namens machte Kramer ein trauriges Gesicht. „Was ist los?“ fragte Abaddon, der das bemerkte.

„Ach, es ist wegen Johannes“, sagte der Tod. „Er ist der Grund, warum ich hier festsitze. Ich kann mich nicht von ihm trennen. Er hat mich geschaffen. Er ist wie ein Vater für mich. Seit jeher ist es mir ein dringendes Bedürfnis, in seiner Nähe zu sein. Immer folgte ich ihm, auf all seinen Wegen. Doch stets hat er mich weggescheucht. Und wenn es ihm gelang, mich abzuschütteln, so kreuzten sich unsere Wege doch schon bald wieder. Ich komm nicht von ihm los!“

„Eine wirklich herzzerreißende Geschichte“, spottete der Teufel. „Aber jetzt geht es um wichtigere Dinge. Der Brandner Kaspar muss seinen Part in unserem Plan erfüllen.“

Der Tod sah resigniert zu Abaddon auf und versprach, alles zu regeln.

11. August 1987, im Unterwasserschloss der Hüterin des Sees

Marja Mora hatte es nicht lange in der Hölle ausgehalten. Der Empfang war ein Desaster gewesen.

Einige hochrangige Götter, vor allem aber Dämonen waren anwesend gewesen, unter ihnen Asmodi. Und die meisten hatten sich bei dem Festessen, das Dagon anlässlich Marja Moras Ankunft gab, gründlich daneben benommen, unter ihnen Asmodi.

Mit diesem ungehobelten Rüpel soll ich auf ein und demselben Thron sitzen? hatte sich Marja Mora gedacht. Doch sie hatte sich nichts anmerken lassen.

Das Essen war üppig gewesen und entgegen ihrer Erwartung so schmackhaft, wie nichts, was Marja Mora je zuvor in ihrem langen Leben gegessen hatte. Ab und zu wurde das Essen unterbrochen und einer der anwesenden Götter hob das Glas auf Marja Moras Wohl und sprach einen schwülstigen Willkommenstoast aus. Die Dämonen hielten sich mit derlei zurück. Allerdings verzichteten sie nicht darauf, den einen oder anderen Trinkspruch lakonisch zu kommentieren.

Nach dem Essen wurden Zigarren gereicht. Marja Mora saß unbehaglich in dieser seltsamen Runde und zog hin und wieder zaghaft an ihrer Zigarre. Dann wurden feierlich die Verträge unterschrieben und mit Kognak angestoßen. Das Ganze uferte sehr schnell in ein Trinkgelage aus. Es kam zu einer Prügelei zwischen einigen besonders betrunkenen Dämonen. Schließlich übergab sich Asmodi auf den Tisch, kurz nachdem er jovial Marja Moras Schulter getätschelt und ihr unerhörte Vertraulichkeiten ins Ohr geflüstert hatte.

Mit diesem Stück Dreck soll ich auf ein und demselben Thron sitzen? Marja Mora hatte während der ganzen Feier die Fassung bewahrt, dann, als Asmodi sich den Mund am Ärmel abwischte und sich wieder Marja Moras Ohr zuneigte, stand der Engel auf und wandte sich an Dagon: „Ich muss nun in mein Schloss zurückkehren. Es gibt dort noch einiges zu tun, bevor ich in den Palast der Hölle ziehen kann.“ Sie konnte sehen, wie Dagon sich wunderte, was es da wohl noch zu tun gab. Angesichts Asmodis Benehmen, das ihn peinlich berührte, wagte er jedoch nicht zu fragen.

Dagons Chauffeur hatte sie zurück zum Fuß des Schachts gebracht. Und Marja Mora war alleine nach oben gestiegen.

Jetzt saß sie mit einem siegessicheren Lächeln auf den Lippen im höchsten Turm ihres Schlosses vor einem Webstuhl und webte einen Traum.

Mir träumte, ich hätt` eine gräßliche Untat begangen, so daß mir kein ehrliches Grab zuteil werden durfte, nicht in der Erde, noch auch im Wasser, und auch zur Hölle durft` ich nicht fahren.

Lord Dunsany

13. Der Engel, der mir den Weg weist

Luzies Tagebuch

Rottach-Egern, 12. August 1987

Sehr verehrte Nachwelt,

letzte Nacht hatte ich wieder einen dieser wundersamen Träume. Ich saß alleine in meinem Klassenzimmer. Es war finstere Nacht. Nur eine einsame Kerze stand auf dem Lehrerpult und tauchte den Raum in ein unwirkliches Flackerlicht. Ich hatte Angst und wollte nachhause. Meine Beine waren aus Gummi, als ich aufstand und zur Tür lief. Sie war abgesperrt. Da hörte ich ein Lachen hinter mir. Ich war *doch* nicht allein. Als ich mich erschrocken umdrehte, sah ich Sophie am hintersten Fenster stehen. Sie hielt den Schlüssel in der erhobenen Hand und grinste mich böse an. „Gib ihn mir!“ schrie ich und stürzte auf sie zu. Sophie lachte nur und steckte den Schlüssel in den Mund. Ich packte sie, umschloss mit beiden Händen ihren Hals, würgte und schüttelte sie mit einer Gewalt, die mich selbst erschreckte. „Spuck ihn aus!“ schrie ich. Sophie wehrte sich nicht, was mich noch panischer machte. Ich riss sie herum, drehte mich mit ihr einmal im Kreis herum, dann entglitt sie mir. Der Schwung wuchtete sie gegen

das Fensterbrett. Sophies Körper knickte in der Mitte ab. Der Kopf sauste durch die zerberstende Scheibe, gefolgt vom Rest. Das alles ging blitzschnell.

Dann stand ich vor dem zerstörten Fenster, durch das ich Sophie geschleudert hatte, und ich konnte mich vor Schrecken nicht bewegen. Ich hatte sie in den Tod gestürzt!

Eiskalte Luft strömte von draußen in das Klassenzimmer und ließ mich frösteln. Ich lehnte mich hinaus in die tiefschwarze Nacht, sah nach unten, konnte aber nichts erkennen. Trotzdem war mir klar, dass Sophie dort unten im Gemüsebeet des Biolehrers lag und zweifellos tot war. Einen Sturz von dieser Höhe konnte niemand überleben. Dann fiel mein Blick auf den Schlüssel, der auf dem Boden vor dem Fenster lag. Ich hob ihn auf und ging zitternd zur Tür.

Draußen auf dem Gang standen vereinzelte Kerzen in unregelmäßigen Abständen auf dem Boden. Ich wandte mich nach links und lief den Gang entlang. Weit kam ich nicht, da rutschte ich aus und fiel bäuchlings auf den Boden. Ich war auf einem Stück Papier ausgerutscht, das ich nun im Schein einer Kerze näher ansah. Es war ein Brief an den Oberstudiendirektor des Gymnasiums Tegernsee. Er war von meiner Mutter!

„...erachte ich es für die Entwicklung meiner Tochter als wichtig, dass sie sich mit gleichaltrigen Mitschülern auseinandersetzt...“, las ich, „...und möchte daher auf keinen Fall, dass sie die 8. Klasse überspringt. Des Weiteren möchte ich Sie bitten, die Abmeldung meines Mannes als gegenstandslos zu betrachten. Luzie soll weder die Schule

noch die Klassengemeinschaft verlassen. Sie soll ab September die 8. Klasse des Gymnasiums Tegernsee besuchen…“

„Schön, dass du uns erhalten bleibst, Luzie“, sagte plötzlich eine Stimme. Erschrocken sah ich auf. Vor mir stand der Direktor. Steif und blass wie eine Statue stand er da und sah mich mit starren Augen durch seine Brillengläser an. Vielmehr sah er durch mich hindurch, während sich seine schmalen Lippen zu einem verkniffenen Lächeln verzogen. Er flüsterte etwas Unverständliches und fügte dann hinzu: „Und wie ich gehört habe, hast du bereits eine Freundin gefunden.“ Wieder das seltsame Lächeln: „Sophie!“ Wie ein Roboter hob er seine rechte Hand. Sie war blutverschmiert. Ich kreischte auf, stürzte an ihm vorbei und erreichte die Tür zum hinteren Treppenhaus. Als ich mich noch einmal nach dem Direktor umwandte, war er spurlos verschwunden. Ich öffnete die Tür, und da stand Sophie. Ihr blutüberströmter Kopf lag abgeknickt auf ihrer linken Schulter. Das Blut lief an ihrem Arm entlang, von den Fingern ihrer linken Hand tropfte es auf den Boden.

„Willst du mit mir spielen, Luzie?“ fragte sie schief grinsend. Ich war entsetzt, lief außer mir vor Todesangst zurück, Richtung Osttreppe. Die Tür zum Treppenhaus war jedoch versperrt. Also rannte ich weiter, ohne mich umzusehen, an den Garderoben vorbei, Richtung Haupttreppe. Doch die stand unter Wasser. Das ganze Schulhaus war bis zum zweiten Stock mit grünlich schimmerndem Wasser vollgelaufen. „Der Tegernsee!“ schoss es mir durch den Kopf. „Er kommt mich holen!“

Tatsächlich schien das Wasser weiter anzusteigen. Also hastete ich zurück, bis ich wieder vor der Tür stand, hinter der

Sophie immer noch lauern mochte. Doch ihr konnte ich leichter Herr werden als dem See. Ich riss die Tür auf. Sophie war nicht mehr da. Das hintere Treppenhaus war nicht unter Wasser, lag dafür aber im Stockdunkeln. Blind lief ich die Treppe hinunter, wobei meine Hand über das Geländer raste. Die Stufen waren rutschig, wahrscheinlich von dem Blut, das Sophie vergossen hatte. Einmal rutschte ich fast aus, konnte mich jedoch rechtzeitig am Geländer festhalten.

Während ich durch die Finsternis des Treppenhauses lief, erwartete ich jeden Moment, mit Sophie zusammenzuprallen. Doch dann prallte ich schließlich nur an die Ausgangstür. Und die war verschlossen. Weinend rutschte ich an der Tür hinab, sackte in mich zusammen. Ich war so verzweifelt. Wie ein Häufchen Elend kauerte ich am Boden vor der verschlossenen Ausgangstür, umgeben von völliger Dunkelheit, und erwartete den Tod. Jeden Augenblick mochte das Wasser des Sees die Treppen hinunterstürzen, um mich zu ertränken. Vielleicht aber würde auch der Direktor kommen und mich dafür zur Verantwortung ziehen, meine Freundin Sophie getötet zu haben. Oder Sophie kam selbst, um sich rächen.

Dann öffnete sich die Tür. Draußen war es Tag und die Engelsfrau stand da und reichte mir ihre Hand. Sie half mir auf und zog mich sanft nach draußen.

Im nächsten Moment standen wir nebeneinander auf dem Pausenhof und sahen, wie der ganze Klosterkomplex, samt Gymnasium, Kirche und Brauhaus, in sich zusammenfiel und schließlich, wie ein kenterndes Schiff, in der Erde versank. Es war ein schönes Gefühl, dies mit anzusehen. Ich wusste, ich

war gerettet, ein Engel hielt meine Hand, die Sonne schien warm auf mich herab, und meine Angst war wie weggeblasen.

„Luzie“, wandte sich der Engel an mich, nachdem das Kloster spurlos verschwunden war. Wir standen auf einer riesigen Wiese in Nähe des Sees. „Alles wird gut, meine Luzie.“

Hand in Hand gingen wir dann über die Wiese. Es war, als schwebten wir. Die Engelsfrau hatte ihre Schwanenflügel ausgebreitet. Die Federn schimmerten wie Perlen in der Sonne. Die Engelsfrau lachte fröhlich. Es klang wie Glockengeläut. Ihre Locken wogten wie ein Meer aus Gold, ihre Augen waren blau wie der Sommerhimmel. Ich war ganz und gar verzaubert. Und während ich diese Zeilen schreibe, wird es mir ganz schwer ums Herz. Ich vermisse sie so sehr. Mein Herz platzt vor Liebe.

Oh weh, ich liebe einen Engel. Einen Engel aus einem Traum. Und der Traum ging noch weiter. Ich fragte den Engel nach seinem Namen. „Maria“, sagte die schöne Engelsfrau. (Also lag ich mit „Marienerscheinung“ gar nicht so daneben.) „Maria Sanktjohanser.“ Ich hätte nicht gedacht, dass Engel einen Nachnamen haben.

„Wo sind wir?“ fragte ich als nächstes und Maria Sanktjohanser antwortete: „Im Schmetterlingsgarten, Liebes.“

Dann wurde sie ernst und sagte: „Deine Eltern meinen es nicht gut mit dir, Luzie. Komm zu mir!“

„Aber wie komme ich zu dir?“ Auf einmal wurde mir bewusst, dass ich träumte

„Hier im Schmetterlingsgarten gibt es eine verborgene Tür. Sie kann nur mit geschlossen Augen gefunden und nur von unschuldigen Händen geöffnet werden.“

Dann wachte ich auf.

Eine verborgene Tür auf einer Wiese namens Schmetterlingsgarten. Führt sie mich zu dem Engel? Gibt es diese Tür wirklich? Gibt es den Schmetterlingsgarten wirklich? Und den Engel? Und was meinte er mit „unschuldigen Händen“?

Oh, wie ich mich nach Maria Sanktjohanser sehne. Es fühlt sich an wie eine Krankheit. Oh weh, ich liebe einen Engel. Was nun?

Luzie.

Sie versteckt ihr Tagebuch unter der Matratze und legt sich dann aufs Bett, die Arme hinterm Kopf verschränkt.

„Was nun?“ sagt Toto, der an die Wand gelehnt auf dem Bett sitzt.

Luzie nimmt den Teddybär und setzt ihn sich auf den Bauch: „Liest du etwa heimlich mein Tagebuch?“

„Nein, aber ich höre dir zu, wenn du im Schlaf sprichst.“

„Was soll ich nur tun?“ seufzt Luzie und denkt an Maria.

„Deine Eltern meinen es wirklich nicht gut mit dir“, gibt Toto zu bedenken.

„Die Stimmung ist unerträglich“, sagt Luzie. „So als ob sie sich jeden Moment gegenseitig ermorden wollen.“

„Das ist nicht sehr nett von ihnen.“

„Es ist ihnen egal, wie das für mich ist.“

„Arme Luzie.“

Eine einsame Träne läuft über Luzies Wange und verschwindet hinter ihrem Ohrläppchen, wo sie kitzelt. Sie fühlt sich einsam. Allein gelassen. Luzie wischt die Träne fort.

„Der Engel kann vielleicht wirklich alles gut machen“, sagt Toto, um Luzie zu trösten.

„Ich muss diesen Schmetterlingsgarten finden.“ Luzie springt fest entschlossen auf und verlässt ihr Zimmer, ohne sich von Toto zu verabschieden.

Unten in der Küche sitzen die Eltern bewegungslos auf der Eckbank und schauen verbissen aneinander vorbei. Sie bohren ihre Blicke in die Wand und sprechen kein Wort. Luzie verlässt scheinbar unbemerkt das Haus und schwingt sich auf ihr Fahrrad. Jetzt bloß nicht Sophie über den Weg laufen, denkt sie, das wäre zuviel nach dem Traum letzte Nacht.

„Luzie!“ Die Mutter steht am Küchenfenster. Sie ruft: „Es wird bald dunkel. Komm nicht zu spät heim!“

Luzie antwortet nicht. Sie radelt eilig davon.

Der Brandner Kaspar.

Er hatte überall nach Luzie gesucht. Nur sie konnte ihn vor den Furien retten. Nur ihr war es möglich, in die Grotte des Kalten Brunnens zu gelangen und ihm das Wasser der Absolution zu bringen. Absolution! Das war es, was er brauchte.

Brandner saß in seinem japanischen Kleinwagen und fuhr die Hauptstraße entlang über die Rottach-Brücke. Es war heiß im Auto. Doch er wagte nicht, die Scheiben herunterzukurbeln. Er fühlte sich sicherer so. Die Autotüren waren verschlossen, obwohl Brandner wusste, dass sich die Furien von keinen Autotüren oder Fensterscheiben abhalten lassen würden, wenn sie ihr Opfer erst mal im Visier hatten. Nichts würde die

Töchter der Nacht daran hindern, Brandner seinem gerechten Schicksal zuzuführen, dem Tod.

Aber Brandner wollte nicht sterben. Er hatte sich die Unsterblichkeit sauer verdient. So einfach war das damals schließlich nicht gewesen, den Boandlkramer zu überlisten.

Brandner fuhr vorbei an der Kur- und Kongresshalle, Richtung Ortsmitte. Mit einem schmutzigen Taschentuch wischte er sich den Schweiß von der Stirn. Er suchte mit ruckartigen Kopfbewegungen die beiden Straßenseiten ab, zum Einen nach Luzie, zum Anderen nach den Furien. Gewiss hielten sie bereits nach ihm Ausschau. Ein Schauer lief ihm über den Rücken. Er tastete nach der Schnapsflasche auf dem Beifahrersitz, entschied sich aber dann doch, *nicht* zu trinken.

„Nüchtern muss ich bleiben“, murmelte der Brandner Kaspar. „Wenn ich aus dieser Sache lebend herauskomme, höre ich endgültig auf zu trinken. Ich schwör´s!“

An der Kreuzung, wo die Seestraße in die Hauptstraße mündet, musste Brandner an der roten Ampel anhalten. Dann sah er die drei Frauen auf der anderen Straßenseite. *Die Furien*! Nein, sie waren es nicht. Nur drei Frauen, an denen jetzt ein Mädchen auf einem Fahrrad vorbeiraste: *Luzie!*

Kramer legte den ersten Gang ein und wendete mitten auf der Straße, wobei er den Verkehr behinderte. Wütende Autofahrer hupten, ein Fußgänger, den Brandner bei seinem spontanen Wendemanöver beinahe angefahren hatte, schlug mit der flachen Hand auf die Motorhaube des Wagens und gestikulierte schreiend in Richtung der grünen Fußgängerampel. Brandner beachtete ihn nicht, jagte Luzie hinterher, schnitt ihr auf der Rottach-Brücke den Weg ab,

indem er den Wagen auf den Bürgersteig fuhr, und stieg aus. Luzie musste scharf bremsen, um nicht in das Auto zu rasen.
„Brandner Kaspar!“ rief sie erschrocken.

„Luzie!“ rief der Brandner ebenfalls völlig aufgebracht. „Ich brauch deine Hilfe!“

Später saßen sie zusammen in Brandners Auto auf einem Parkplatz. Brandner schnappte immer noch nach Luft. Er war außer sich.

„Ich hab überall nach dir gesucht.“ Er warf einen Blick in den Außenspiegel, dann nach rechts und links, wischte sich die Stirn und wandte sich wieder Luzie zu: „Du musst mir helfen.“

Luzie war von Brandners Nervosität angesteckt. Sie rutschte unruhig auf dem Beifahrersitz hin und her. „Ich hab *auch* überall nach dir gesucht“, sagte sie. „Ich war jeden Tag am Kieswerk.“

„Wieso denn am Kieswerk?“

„Dort waren wir verabredet.“ Das Mädchen klang etwas beleidigt. Brandner konnte sich an keine Verabredung am Kieswerk erinnern. Kein Wunder, er war ja ständig betrunken. Seit ihm der Boandlkramer von den Furien erzählt hatte, und dass sie ihm nach dem Leben trachteten, war der Brandner Kaspar allerdings vorsichtig geworden. Nüchtern musste er jetzt bleiben, jetzt, wo er sich auf der Flucht vor seinem Schicksal befand. Jetzt galt es, Kramers Rat zu befolgen. Er brauchte das Wasser des Kalten Brunnens. Das Gegenmittel zum tödlichen Gift der Furien. Wenn Brandner es erst getrunken hatte, war er für die Schicksalsdämonen unantastbar. So jedenfalls lauteten Kramers letzte Worte. Danach hatte sich der Brandner Kaspar ins Auto gesetzt, um

die Straßen nach Luzie abzusuchen. Am Kieswerk war er nicht gewesen.

„Kannst du dich nicht mehr erinnern?“ fragte Luzie herausfordernd.

„D…doch“, stotterte Brandner. Er wollte das Mädchen nicht verärgern. Schließlich war sie die einzige, die ihm helfen konnte. Brandner sah in den Rückspiegel, dann nach links und rechts. Es wurde langsam dunkel.

„Was ist denn los mit dir?“ fragte Luzie. „Ist jemand hinter dir her?“

Brandner nickte, die Augen weit aufgerissen: „Ich habe Angst. So wie du letztens, als dich der Faun verfolgt hat. Jetzt musst *du* mir helfen. Das bist du mir schuldig.“

Er merkte, dass er das Mädchen mit seinem drängenden Ton verunsicherte. „Es wird schon dunkel“, sagte Luzie. „Ich muss nach Hause.“

„Du musst mir helfen!“ Brandner klang verzweifelter als beabsichtigt. Er wollte das Mädchen nicht verschrecken. Er musste sie für sich gewinnen. Jetzt, wo er sie endlich gefunden hatte.

Nach dem Gespräch mit Kramer hatte Brandner drei Tage und drei Nächte lang ununterbrochen nach Luzie gesucht. Das Auto verließ er nur, um zu tanken, dann sperrte er sich wieder ein und fuhr zum hundertsten Mal durch sämtliche Seitenstraßen von Rottach-Egern, wo er seine kleine Retterin zu finden hoffte. Brandner blieb immer in Bewegung. Immer darauf gefasst, den Weg der Furien zu kreuzen. Immer in Todesangst. Was für eine Anspannung!

Zufall oder Schicksal, was immer es war, er sollte Luzie nicht finden. Dann hatte es der Brandner Kaspar nicht mehr ausgehalten. Er verließ das Tal, fuhr Richtung Westen, immer weiter weg vom Tegernsee, wo die schrecklichen Furien lauerten. Als er das Allgäu erreicht hatte, atmete er auf.

Eine ganze Woche verschanzte sich der Brandner Kaspar in einem kleinen Luftkurort, verließ seine Pension nur, um Schnaps zu kaufen und lag die meiste Zeit sturzbetrunken im Bett. Irgendwann erinnerte er sich daran, dass es in seiner Lage ratsamer war, nüchtern zu bleiben. Also ging er gar nicht mehr aus dem Haus. Doch die Decke fiel ihm schon bald auf den Kopf und jedes Mal, wenn es an seiner Tür klopfte, fuhr er wie vom Blitz getroffen zusammen. *Die Furien*! Nein, sie waren es nicht. Nur die Vermieterin, der es seltsam vorkam, dass ihr Gast nie das Haus verließ, und die sich jeden Tag vergewisserte, ob der ältere Herr noch lebte.

Irgendwann machte sich Brandner klar, dass kein Mensch seinem Schicksal entfliehen kann. Er musste die Angelegenheit in die Hand nehmen. Es war nur eine Frage der Zeit, bis sie ihn aufspürten. Also kehrte er an den Tegernsee zurück und nahm die Suche nach Luzie wieder auf.

„Du musst mir helfen!“

„Ich muss nach Hause“, sagte Luzie und öffnete zögerlich die Beifahrertür.

„Ich wollt dich nicht erschrecken“, sprach Brandner seine Gedanken aus.

„Wir können uns ja morgen treffen“, sagte Luzie, während sie vorsichtig ausstieg, so als erwarte sie jeden Moment, von Brandner gepackt und auf den Sitz zurückgezerrt zu werden.

„G...gut“, stammelte Brandner. „Ich hab mir ein Zimmer im Bichlhof genommen. Dort wart ich auf dich.“ Der Brandner Kaspar lehnte sich über den Beifahrersitz zu Luzie hinaus. Sie stand an der offenen Seitentür und machte einen verwirrten Eindruck.

„Bitte komm!“ sagte der Brandner Kaspar. Dann zog er die Tür zu, versperrte sie und ließ den Motor an. Luzie stand da und winkte unsicher.

„Ich Saudepp“, murmelte Brandner während er zurück winkte und dann eiligst vom Parkplatz fuhr. „Verschreckt hab ich sie. Hoffentlich kommt sie.“

Später, als er am Rottacher Postamt vorbei fuhr, sah er sie an der Bushaltestelle stehen: *Die Furien*! Diesmal waren sie es wirklich! Und es waren nicht drei, sondern *vier*! Brandner raste an ihnen vorbei. Im Rückspiegel konnte er sehen, wie sie seinem Auto hinterher blickten.

Alte Liebe rostet nicht.

Spruch

14. Inferno am Tegernsee

13. August 1987

Asmodi: Ich weiß nicht, ich weiß nicht.
Dagon: Was weißt du nicht?
Asmodi: Ob wir das Richtige tun.
Dagon: Wir brauchen sie.
Asmodi: Sie ist sehr mächtig.
Dagon: Sie braucht uns.
Asmodi: So lange, bis ihr der Platz auf dem Thron der Hölle zu eng wird.
Dagon: Engel sind im Allgemeinen nicht undankbar.
Asmodi: Bei diesem Engel ist es anders. Marja Mora hat die Klasse eines Luzifers.

Dagon: Luzifer schleicht an den Ufern des Sees herum.
Asmodi: Er will in die Hölle zurückkehren.
Dagon: Wir jedoch sitzen am längeren Hebel.
Asmodi: Ich weiß nicht, ich weiß nicht.
Dagon: Er würde den Thron *nicht* mit uns teilen.
Asmodi: Aber wird *sie* es tun?
Dagon: Sie braucht uns.

Asmodi: So lange, bis ihr der Platz auf dem Thron der Hölle zu eng wird.
Dagon: Wir haben ohnehin keine Wahl. Ohne sie können wir in der Hölle nicht bestehen.

Asmodi: Wir sollten ein Inferno ausbrechen lassen, das Tal verheeren und den See in die Brodelnde Grube von einst zurückverwandeln.
Dagon: Wozu?
Asmodi: Um unsere Macht zu demonstrieren.
Dagon: ...?
Asmodi: Und aus Spaß an der Freude

Von der Neureuth aus hat man einen schönen Blick auf das Tegernseer Tal.

Wenn man der Neureuthstraße vom Tegernseer Bahnhof bis zum Lieberhof hinauf folgt, erreicht man einen Wanderweg, der zu der Alm auf dem Tegernseer Hausberg führt. Von dort aus kann man den Liebreiz des Tegernseer Tals am Besten genießen. Auf alle Fälle einen Ausflug wert.

Marja Mora hatte sich mit ihm auf der Terrasse der Berggaststätte verabredet und er wusste immer noch nicht, was er davon halten sollte. Als sie aufgelegt hatte, war er noch lange auf dem Bett gesessen, den Telefonhörer in der Hand, und eine Erkenntnis hatte sich in seinem Schädel ausgebreitet wie ein bösartiger Kopfschmerz: „Ich werde den Tegernsee verlassen."

Kramer nippte an seinem Radler. Unten im Tal glitzerte der See silbern in der Spätnachmittagssonne. Dann plötzlich spürte er ihre Präsenz.

„Vitus!“ Sie stand hinter ihm.

„So hat mich schon lange keiner mehr genannt“, sagte Kramer, ohne sich umzudrehen.

Marja Mora setzte sich neben ihn an den Tisch und sagte irgendetwas Banales über die Aussicht. Kramer blickte auf. Sie war wunderschön! Zwar trug sie ganz unengelhaft Bergstiefel, Jeans und T-Shirt, doch ihre strahlende Schönheit war die eines *Erz*engels.

„Du hast dich nicht verändert“, sagte Kramer ebenfalls ziemlich banal.

„Es ist schön, dich wiederzusehen, Vitus.“

Vitus, so hatte sie ihn damals immer genannt, in den Zeiten, als sie Johannes durch die Wüste folgten. Sich selbst nannte er Exitus, bestens passend zu der Rolle, die er in Johannes` Vision spielte. Doch ach, wie liebevoll dieser Spott Marja Moras. Vitus.

„Es ist auch schön dich wiederzusehen, Marja Mora“, sagte der Tod ernst. Marja Mora lächelte. Ein wenig verlegen.

„Ich weiß nicht, warum ich mich mit dir treffe“, sagte er und riss sich von ihrem Blick los.

„Der alten Zeiten wegen, Vitus.“ Es war eine Feststellung.

„Was Anderes teilen wir, als die alten Zeiten?“ fragte Kramer. Er vertiefte sich in das Glitzern des Sees.

„Unsere Herkunft.“ Das klang gewichtig.

Beide, Marja Mora und er, waren der Vision des heiligen Johannes entsprungen. Sie waren ohne Zweifel so etwas wie

Geschwister. Doch auch unter Geschwistern gibt es unerwiderte Liebe. Und genau das war, nach Kramers Auffassung, hier der Fall. Unerwiderte Liebe. Sie hatte immer nur Augen für den heiligen Johannes gehabt. Und wie hätte man es ihr verübeln können? Er war ja ihr Vater, ihr Schöpfer, durch dessen Geist sie Fleisch geworden waren. Aber über fleischliche Dinge wollte Kramer im Augenblick überhaupt nicht nachdenken.

„Und wir teilen die Liebe zu Johannes“, ergänzte Marja Mora passend zu seinen Gedanken.

„Sie ist ein Fluch“, sagte Kramer bitter.

„Ja, das ist sie“, sagte Marja Mora, aber weit weniger bitter.

„Wir armen verstoßenen Kinder“, versuchte Kramer zu scherzen, um dem Thema die Schwere zu nehmen.

„Siehst du ihn manchmal?“ Das klang nicht übertrieben wehmütig.

„Ich sehe ihn manchmal auf der Straße“, sagte Kramer, „rein zufällig. Er ist ja jetzt wieder sterblich und Kaminkehrer mit restlos verdrängter Vergangenheit. Erkennt mich nicht, ist aber kein großer Unterschied zu früher, als er immer so getan hat, als erkenne er mich nicht.“

„Jetzt ignoriert er dich immerhin nicht mehr absichtlich.“ Das klang nicht übertrieben einfühlsam.

„Es war mir nie gelungen, seine Aufmerksamkeit zu bekommen“, stellte der Tod im gleichen nüchternen Ton fest. „Ich erfuhr nur Ablehnung. Niemals die ersehnte Liebe. Er war meiner und der anderen drei apokalyptischen Reiter schon am ersten Tag nach seiner Vision überdrüssig.“

„So erging es uns allen früher oder später.“

„Du warst immerhin fast zwei Jahrtausende an seiner Seite.“ Kramer fühlte die altbekannte Eifersucht an ihm nagen. Die Eifersucht auf Marja Mora genauso wie die auf Johannes.

„Er war sehr widerborstig.“ Diesmal versuchte Marja Mora zu scherzen.

„Ja“, lachte Kramer versöhnlich, da ihn die Bemerkung tatsächlich ein wenig tröstete. „Es war sicherlich nicht immer ein Vergnügen mit ihm.“

„Es war auch sicherlich nicht immer ein Vergnügen mit *mir*“, wurde Marja Mora plötzlich wieder ernst.

Kramer sah sie fest an. „Ihr habt einiges hinter euch“, sagte er mit einer Mischung aus Anerkennung und Mitgefühl. „Ich jedoch“, fuhr er fort, „hatte und habe gar nichts. Nichts mit ihm. Nichts von ihm.“ *Und nichts mit dir und nichts von dir*, fügte Kramer in Gedanken hinzu. „Über den halben Erdball bin ich euch gefolgt. In gebührendem Abstand natürlich, um euch nicht auf die Nerven zu gehen. Glücklicherweise gab es immer Tote, wenn ihr im Auftrag des Himmels unterwegs wart. So konnte ich meine gelegentliche Präsenz rechtfertigen. Bis heute war es mir nicht möglich, mich von Johannes zu lösen.“

„Ich verstehe dich, Vitus“, sagte Marja Mora. „Wahrscheinlich konnte *ich* mich nur deshalb von ihm lösen, weil eine Verbindung zwischen ihm und mir bestand. Wie aber kannst *du* dich von ihm lösen, wenn er eure Verbindung stets verleugnet hat?“

„Die Verbindung blieb stets abstrakt. Ich jagte einem Phantom hinterher. Dieses Phantom war weniger Johannes, als viel mehr mein Wunsch, von meinem Schöpfer geliebt zu

werden. Ich zog hierher an den Tegernsee, nur um in seiner Nähe zu sein. Und jetzt erkennt er mich nicht einmal mehr.“

„Eines Tages wird er dich erkennen.“

„Ja, in der Stunde seines Todes.“

Marja Mora und Kramer sahen ins Tal hinab. Der Ausblick an diesem herrlichen Sommertag hätte eine gute Postkarte abgegeben.

„Ich denke, ich werde den Tegernsee verlassen.“ Es war das erste Mal, dass Kramer diesen Entschluss einem anderen mitteilte. Und als er nun nach Tagen des Grübelns seine eigene Stimme hörte, wie sie fest verkündete, dass er den Tegernsee verlassen werde, fühlte sich er sich entschlossener als je zuvor.

„Es ist gut wenn du dich von ihm befreist“, stimmte Marja Mora zu. „Es ist an der Zeit. Jedoch“, prophezeite der Engel, „eines Tages wird *er* es sein, der *dir* folgen wird.“

„So ist es den Sterblichen bestimmt“, schloss der Tod.

Dann saßen sie lange da und schwiegen. Ab und zu tranken sie aus ihren Bierkrügen oder sahen einander lächelnd an.

„Ich arbeite für die Gegenseite“, sagte Kramer irgendwann.

„Das dachte ich mir“, gab Marja Mora ruhig zurück. „Warum bist du nicht auf meiner Seite?“

„Wir haben uns länger nicht gesehen. Obwohl wir Nachbarn waren. Auch du hast mich aus deinem Leben entfernt. Abaddon war es, der mich besuchte und meine Hilfe erbat.“ Es tat Kramer sofort leid, dass es so vorwurfsvoll klang, doch Marja Mora ließ sich davon nicht beeindrucken. „Du hast recht“, sagte sie sachlich, wenn auch mit einem leicht traurigen Unterton. „Ich war damals auf der Seite von Johannes, und du

warst auf dich allein gestellt. Heute bist du auf der Seite des Teufels, und ich bin allein.“

„Der Vergleich hinkt“, stellte Kramer fest. Er wurde ein bisschen sauer. „Mal davon abgesehen, dass du offensichtlich keineswegs allein bist.“

„Du sprichst von meinen Pakt mit den Mächten der Hölle.“ Wieder eine nüchterne Feststellung.

„Ganz genau.“

„Auch meine Verbündeten sehe ich als Gegner.“ Wieder der traurige Unterton.

„Du spielst also dein eigenes Spiel. Das sollte man nicht mit 'allein auf sich gestellt' verwechseln.“

Wieder gab Marja Mora Kramer Recht, ohne sich jedoch einschüchtern zu lassen. Das konnte sie! Zunächst ein Schritt zurück, dann zwei vor. Sanft und dennoch beharrlich. Es war ihr stets gelungen, ihn um den Finger zu wickeln. Ach, die alten Zeiten, 56 nach Christus, sie waren gerade erst auf die Welt gekommen, Marja Mora und er, die anderen dreihundert Engel, die vier Tiere, die sieben Geister, die vierundzwanzig Ältesten und – nicht zu vergessen – die Hure Babylon. Geschöpfe voller Macht und Wissen, Wissen auch um die Rolle, die sie gemäß ihrer kosmischen Bestimmung zu spielen hatten. Und doch noch ganz linkisch und unsicher, wie Kleinkinder, die ersten Schritte in die noch fremde Welt der Menschen wagend. Sie alle scharten sich um Johannes. Er war ihr Vater, und er sollte ihr Führer auf Erden sein. Unter den Geschöpfen gab es ausufernde Diskussionen, feurig geführte Reden, hitzige Debatten. Es hatte etwas von einem Taubenschlag, wenn sich die Engel zusammenfanden, um sich zu beratschlagen. Sie

diskutierten, was nun zu tun sei, jetzt da man auf Erden war und dies ohne konkreten Auftrag des Himmels. Für Kramer, damals Exitus, war es sofort klar: Er war der Tod und das Leben zu beenden, seine Bestimmung. Seine apokalyptischen Brüder hatten auch keinen Zweifel an ihren Zuständigkeitsbereichen. Krieg war sogar der erste, der die Gruppe verließ. Er zog aus, um Krieg zu sähen. Die anderen Engel jedoch waren sich nicht ganz so sicher, was der Himmel nun von ihnen zu tun erwartete.

Zunächst versuchten sie, die Truppe zu spalten. Sie fingen an, gegen alle zu wettern, die keine Engel waren. Vor allem die Tiere gerieten in Rechtfertigungszwang, wenn die Engel wortgewandt ihre Zweifel darlegten, ob die Tiere und natürlich auch die Hure Babylon in dieser Gemeinschaft wirklich eine Daseinsberechtigung hatten. Johannes versuchte zu vermitteln, den Streit zu schlichten, doch die Engel sahen sich nicht bereit, in Begleitung möglicherweise dämonisch gearteter Tiere und einer Hure die Erde zu bereisen. Die Tiere wiederum wollten das nicht einsehen. Auch sie wollten ihrem Schöpfer folgen. Als dann der Drache, auf dem Babylon zu reiten pflegte, eines Nachts eines der vier Tiere verschlang und damit, so stellten es die Engel dar, seinen dämonischen Charakter offenbarte, war der Beweis für die Unvereinbarkeit der Engel mit diesen Tieren und die Berechtigung für die Vertreibung der Minderheit gefunden. Babylon ging mit den Tieren, und Exitus` verbliebene apokalyptische Brüder ritten auch bald darauf davon. Und schon fingen neue Diskussionen an, und einige Engel stellten in Frage, dass Exitus ein Engel war. Er selbst sah sich nicht unbedingt als Engel, aber er

wollte in der Gemeinschaft bleiben, bei seinem geliebten Schöpfer und bei Marja Mora, die er ebenfalls liebte *und die er verzehrend begehrte*. Also nannte er sich Engel des Todes, um einerseits seine Zugehörigkeit zu der Gemeinschaft zu untermauern und andererseits Marja Mora mit einer gewissen Exotik zu beeindrucken. Doch Marja Mora hatte nur Augen für Johannes. Alle Engel hatten nur noch Augen für den heiligen Mann. „Führe uns aus der Wüste“, hatten sie ihn bedrängt. „Führe uns in die Welt der Menschen, zeige sie uns und lehre uns über sie, so dass wir den Völkern der Erde zum Guten verhelfen können! Zeige uns die Wunden dieser Welt, so dass wir sie heilen können! Sei uns und den Menschen Führer und Prophet!“

Kramer hatte Johannes nie bedrängt. Er hielt sich still im Hintergrund. Die anderen Engel aber gingen dem Evangelisten so penetrant auf die Nerven, dass er alle verfluchte, nein, nicht direkt verfluchte, aber er wollte diese Engel alle loswerden, *alle* Engel, also auch Kramer.

Dann hieß es wieder, Exitus trüge die Schuld an der Widerborstigkeit des heiligen Mannes. Er, der Tod, verbreite schon aufgrund seines Tätigkeitsfeldes eine ungute Stimmung. Doch Kramer konnte sich gegen einen Ausschluss aus der Gemeinschaft wehren. Marja Mora und einige andere Engel waren auf seiner Seite.

Eines Tages, das war schon im Jahre 57, und die Engel saßen immer noch in der Wüste fest, weil Johannes sich hartnäckig weigerte, sie zu führen und sie sich ebenso hartnäckig weigerten, Johannes zu verlassen, eines Tages also erschien den Engeln ein Cherub, ein Gesandter des Himmels. Er teilte

die Engel in kleine Grüppchen ein und gab ihnen Aufträge, vor allem Wach- und Schutzdienste, strategische Orte bewachen, irgendwelche besonders wichtigen Menschen beschützen oder auf den richtigen Weg bringen und so weiter und so fort. Und auch wenn der Cherub ihnen unzweifelhaft zu verstehen gab, nur die kleinsten Zahnrädchen im Himmelsbetrieb zu sein, so nahmen sie doch ihre Aufträge freudig an und verstreuten sich in alle Ecken der Erde.

Marja Mora und zwei andere, Josef und Leonhard, erhielten die Aufgabe, bei Johannes zu bleiben und weitere Befehle abzuwarten. Exitus bekam keinen Auftrag. Der Cherub beachtete den Tod nicht einmal. Sein Auftrag war ja ohnehin klar.

Diesen Standpunkt vertrat auch Marja Mora. „Du bist der Tod, und das Leben zu beenden, ist deine Bestimmung“, waren ihre Worte. Mit ihrer sanften Beharrlichkeit gelang es ihr, Kramer davon zu überzeugen, dass er ausziehen müsse, um seiner Berufung zu folgen. Er fühlte sich nur noch fehl am Platze. Also verließ er die Gemeinschaft.

„Du hörst mir ja gar nicht zu“, hörte Kramer Marja Mora jetzt sagen.

„Ich war in Gedanken“, sagte Kramer.

„Und was denkst du?“

„Ich denke, dass du es immer noch schaffst, mich um den Finger zu wickeln.“

„Um den Finger wickeln klingt nicht sehr nett.“

„Es ist meine Liebe zu dir, die nicht stirbt und durch die du Macht über mich hast“, platzte Kramer in einem kurzen Anfall von Melodramatik heraus.

„Und Macht klingt mir ein wenig zu drastisch.“

„Macht klingt dir zu drastisch?“ Kramer war enttäuscht, dass sie die *Macht* aus seiner Aussage aufgriff und nicht die *Liebe*. „*Alles* dreht sich doch bei dir um Macht.“

„Das ist nicht wahr, Vitus. Verurteile mich nicht so leichtfertig!“ Ach, welch Wohlklang ihrer Stimme.

„Was willst du von mir?“ seufzte Kramer kapitulierend.

„Sag mir, warum du für Abaddon arbeitest!“

„Er ist ein Freund.“

„Ist er das?“

„Das kannst du nicht in Frage stellen, Marja Mora, du, die du mir in den letzten beiden Jahrtausenden *keine* Freundin warst.“

„Du hast Recht. Verzeih!“ Der Schritt zurück. „Was hat er vor, dein Freund?“ Die zwei vor.

„Das kannst du dir doch denken. Er will in die Hölle zurückkehren. Ihr beide greift nach demselben Thron.“

„Die Frage, die sich mir stellt, ist, wie er es wohl anstellen mag, in die Hölle zu kommen. Was ist sein Plan?“

„Du möchtest also, dass ich ein doppeltes Spiel spiele?“

„Ich möchte, dass du die Seiten wechselst.“

„Du erwartest, dass ich einen Freund verrate? So tief bist du gesunken?“ Es tat Kramer sofort wieder leid, so harsch mit ihr zu reden. Marja Mora reagierte etwas verletzt. Sie gab Kramer nicht das Gefühl, dass sie wegen seines Angriffs böse auf ihn war. Sie verfiel viel mehr in eine traurige Nachdenklichkeit. Eine kummervolle Hilflosigkeit spiegelte sich in ihrem Gesicht.

Dann erzählte sie gefasst, aber mit einem Kramer tief berührenden traurigen Unterton, was sie dazu bewegt hatte, sich mit den Mächten der Hölle einzulassen.

Der Tod hörte ihr geduldig zu. Dann sagte er: „Der Wunsch nach Heimat ist auch mir nicht unbekannt. Auch ich war seit jeher heimatlos. Immer ruhelos unterwegs, meiner Bestimmung folgend und dabei stets auch meinem Schöpfer. Und meiner unglücklichen Liebe zu dir. Der Tegernsee ist mir nicht Heimat geworden, es ist lediglich ein Ort, an den ich dir gefolgt bin. Wie du will ich einen Ort finden, an dem ich mich niederlassen kann.“ Kramer hielt kurz inne und fügte dann hinzu: „Das Allgäu soll auch sehr schön sein. Aber muss es denn unbedingt die Hölle sein?“

„Mein ganzes Leben lang habe ich auf meinen großen Auftritt gewartet. Und stets wurde er mir verwehrt.“ Marja Moras Aufrichtigkeit rührte den Tod.

„Dein Ehrgeiz war es stets, der mir deine Liebe verwehrte“, stellte Kramer leise fest.

„Hat Abaddon nachvollziehbarere Gründe als ich?“ fragte der Engel leise. „Ist sein Anspruch auf den Thron der Hölle gewichtiger? Er hat seine Zeit gehabt.“

„Er hat seine Zeit *genutzt*.“

„Mach mir nicht zum Vorwurf, was dir selbst nicht gelang. Unsere Zeit gehörte Johannes.“

Diesmal war es Kramer, der Marja Mora Recht gab. Dann musste er plötzlich lachen. „Also kommst du nicht mit mir ins Allgäu?“, prustete er belustigt darüber, dass er sich dabei ertappt hatte, das Undenkbare in Betracht gezogen zu haben. Es war nichts Bitteres in seinem Lachen. War er doch schon

allein darüber glücklich, dass der geliebte Engel sich mit ihm traf, ja ihn gar um Hilfe bat. Es war so gut zwischen ihnen, wie es nur sein konnte. Jegliche weiteren Erwartungen wären schnöde und lächerlich gewesen.

Marja Mora stimmte in Kramers befreites Lachen mit ein. Und dann eröffnete der Tod dem Engel den Plan des Teufels, erzählte von dem Brandner Kaspar und den Furien und von dem kleinen Mädchen namens Luzie. Marja Mora wurde kreidebleich. „Vitus“, sagte sie mit leicht zitternder Stimme. „Das, was du da erzählst… das ist nahezu…“ Ihre Stimme versagte. Sie atmete tief durch. Dann erzählte sie von ihrem Plan, den sie bei dem Abstieg in die Hölle letzte Woche gefasst hatte und den sie seither verfolgte.

Als sie geendet hatte sagte Kramer wenig überrascht: „Du und Abaddon seid euch tatsächlich sehr ähnlich.“

„Wirst Du mich wissen lassen, wenn es…?“ Marja Mora brach ab.

Kramer wusste, dass dies das letzte Mal sein würde, dass er Marja Mora sah. Dennoch war ihm nicht nach einer pathetischen Abschiedsszene.

„Ich ruf dich an“, meinte er und machte sich dann an den Abstieg ins Tal.

Luzies Tagebuch

Rottach-Egern, 13. August 1987

Wieder von Maria Sanktjohanser geträumt… Verzehrende Sehnsucht… Hab herausgefunden, wo der Schmetterlingsgarten ist: Tegernsee, vor der Klosterkirche…

Ich halt es zuhause nicht mehr aus… Es ist alles so schrecklich… Ich glaub, ich hau ab…

Muss Kaspar besuchen… Hab´s ihm versprochen… Vielleicht kann ich eine Weile bei ihm unterkommen…

Fahr jetzt los.

Zurück kommt der Jäger, zurück von der Hölle.

Aldiss

15. Der Schmetterlingsgarten

13. August 1987, Bichlhof, 18:00 Uhr

Der Brandner Kaspar war wie betäubt. Es war nicht der Alkohol. Er trank ja nicht mehr. Ein für alle mal. Das hatte er sich geschworen. Die Angst war es, die ihn betäubte.

Versteinert saß der alte Mann auf einem klapprigen Stuhl in seinem Zimmer im Bichlhof, und in seinem Kopf hatten nur zwei Gedanken Platz. Der eine galt Luzie, und ob sie kommen würde. Der andere galt den Furien und der Tatsache, dass er sie gestern zu viert gesehen hatte. Aber es waren doch nur drei.

Die Furien, lat. Furiae, die Rasenden, die Wütenden, bei den Griechen hießen sie Erinyen, die Grollenden. Drei waren es. Kein Zweifel.

Allekto, sie erschien in der Gestalt eines alten Weibes, *Teisiphone* in der einer Frau in mittleren Jahren und *Megaira* in der einer Jungfrau.

Wer also war die zweite Jungfrau, die er gestern gesehen hatte, wer war die vierte Furie?

Das konnte der Brandner Kaspar natürlich nicht wissen. Da konnte er sich das Hirn noch so zermartern.

Es war natürlich Innozenzia vom Finstren Walde.

Damals, im Jahre 748, auf der Schwelle zur Langen Treppe, hatte sie Megaira in ihre Arme geschlossen, und da war Innozenzia wieder zum Leben erwacht. Nicht, dass ihre Erinnerungen an den Vater und das Leben, bevor Otkar und Adalbert kamen, zurückgekehrt waren, aber plötzlich, als sie in den Armen Megairas lag, hatte sie die Fähigkeit, *zu empfinden* wiedererlangt.

Die Furien hatten das arme Mädchen aus den Fängen der ruchlosen Mönche befreit.

Sie waren mit ihr in das Reich der Hölle hinabgestiegen. Dort nahmen sie das Mädchen in ihr Haus auf und kümmerten sich fortan liebevoll um sie.

Furien sind durchaus keine herzlosen Wesen. Noch dazu besitzen sie einen ausgeprägten Gerechtigkeitssinn. Kein Wunder also, dass sie Innozenzia zu ihrer Schwester, Tochter, Enkelin machten. Innozenzia wurde eine von ihnen.

13. August 1987, Hotel Überfahrt, Rottach-Egern, 18:00 Uhr

Sitzung der Furien

Allekto (feierlich): Schwestern, wir sind wieder im Geschäft.

Teisiphone (befreit seufzend): Jetzt, wo es uns endlich wieder möglich ist, in Freiheit auf Erden zu wandeln.

Allekto (weiterhin feierlich): Die versäumten Pflichten rufen.

Megaira (vorfreudig die Reißzähne fletschend): Was ist unsere erste Mission?

Allekto (verteilt Fotografien und gibt geschäftsmäßig Auskunft): Das ist der Kerl, der gestern im Auto an uns vorbeiraste. Ein gewisser… *(liest von der Rückseite eines Fotos*

ab:) Brandner… Kaspar… hat unrechtmäßig Unsterblichkeit erworben.

Teisiphone und Megaira (empört im Chor): Frevel!

Allekto: sollte eigentlich seit einhundertundachtzig Jahren tot sein… lebt aber immer noch.

Teisiphone und Megaira (die Fotos durchsehend, im Chor): Frevel!

Allekto: Er muss seinem rechtmäßigen Schicksal zugeführt werden.

Teisiphone (die Augen zu Schlitzen verengend): Wie war es dem Frevler möglich, unrechtmäßig Unsterblichkeit zu erwerben?

Allekto: Die Schuld eines verantwortungslosen Todesengels namens… *(zieht eine weitere Fotografie hervor, besieht sich die Rückseite und liest stockend den für sie sichtlich schwer auszusprechenden Namen vor:)* Boandlkramer.

Teisiphone zieht eine Augenbraue hoch.

Allekto: Hat sich mittels Schnaps und Glücksspiel über den Tisch ziehen lassen und Versprechungen gemacht, die seine Kompetenzen deutlich überschreiten.

Megaira (angriffslustig die Reißzähne fletschend): So müssen wir auch über *ihn* richten!

Allekto (kopfschüttelnd): Dies wiederum würde *unsere* Kompetenzen deutlich überschreiten.

Teisiphone (an Megaira gewandt, nüchtern hinzufügend): Kosmisches Gesetz.

Allekto: Es gibt nun mal auch in unserer Branche schwarze Schafe. Unsere Aufgabe als Schicksalsdämonen ist es, derartige Fehler zu korrigieren, nicht jedoch inkompetente

Kollegen zur Verantwortung zu ziehen. Der... *(blickt noch mal auf die Rückseite des Fotos, bevor sie es Teisiphone reicht:)* Boandlkramer ist immerhin ein Engel.

Teisiphone (die Fotografie betrachtend): Wenn auch ein recht unansehnlicher *(reicht das Foto an Megaira weiter)*.

Megaira (die Fotografie scharf musternd): Wir sollten ihn in der Luft zerfetzen *(reicht das Foto an Innozenzia weiter)*.

Allekto (sanft): Innozenzia, mein Kind. Lange nun lebtest du wohlbehütet in unserem Heim zwischen den Wurzeln der großen Esche. Die Zeit ist gekommen, in der du mit uns ausziehen wirst, um, wie es der Furien Aufgabe ist, Unrecht zu bestrafen und die, welche sich ihrem Schicksal widersetzen wollen, auf den rechten Pfad zu bringen *(reicht Innozenzia eines der Fotos von Brandner)*.

Innozenzia (nachdenklich): Aber bin ich nicht auch ein Mensch? Und lebe ich nicht auch schon länger, als es einem Menschen gebührt?

Allekto (sanft): Nein, mein Kind, du bist längst kein Mensch mehr. Du bist eine von uns.

Teisiphone (ebenso sanft): Du hast dir deine Unsterblichkeit redlich verdient. Wir, die wir das Schicksal vertreten, wurden vom Schicksal selbst befähigt, sie dir zu schenken. Dieser Brandner hingegen hat sie sich ergaunert.

Megaira: Und deshalb muss er sterben.

Allekto: Und zwar durch deine Hand, Innozenzia, denn dann ist dein Schicksal endgültig besiegelt. Dann bist du endgültig die vierte der Furien.

Innozenzia nickt verstehend.

13. August 1987, Bichlhof, 19:00 Uhr

Es klopfte an der Tür. Der Brandner Kaspar fuhr zusammen. Die Furien! Jetzt hatten sie ihn.

Aber es war Luzie. Sie rief Brandners Namen durch die Tür. Der Alte öffnete ihr.

„Ich bin so froh, dass du gekommen bist“, sagte der Alte und bedeutete dem Mädchen, sich zu setzen.

„Kannst Du mir jetzt endlich sagen, was los ist?“ fragte Luzie fordernd. Sie war blass und machte einen durch und durch verstörten Eindruck.

Brandner erzählte, was los war. Er bemühte sich um einen ruhigen Ton. Doch als er mit seinem Bericht geendet hatte, sah Luzie noch blasser und noch verstörter aus.

„Das ist doch alles nicht möglich“, hauchte sie tonlos.

Einen Augenblick herrschte Stille. Luzie stierte auf den Fußboden. Brandner starrte peinlich berührt an die Decke.

„Furien also“, stieß Luzie aus. Es klang wie ein Seufzen. Dann löste sich ihr Blick vom Boden. „Ich glaube, ich bin ihnen vor einigen Tagen begegnet.“

Brandner nickte mit versteinerter Miene, immer noch an die Decke starrend.

Luzie sah, wie sich die Augen des alten Mannes mit Tränen füllten. „Ich will nicht sterben“, flüsterte er.

„Und du bist dir sicher, dass dich dieser Zaubertrank rettet?“ fragte Luzie.

„Der Boandlkramer hat es jedenfalls gesagt.“

„Und wie komme ich da hin, zu dieser komischen Grotte?“

Brandner sah das Mädchen hoffnungsvoll an, brachte aber zunächst kein Wort heraus.

„Sag schon“, drängte Luzie.

„Magst du mir wirklich helfen?“ erwiderte Brandner schuldbewusst.

„Warum eigentlich ich?“

Brandner hatte bisher das Einhorn verschwiegen. Jetzt musste er damit herausrücken.

„Ein Einhorn also“, sagte Luzie. Es klang wieder wie ein Seufzer.

„Nur eine Jungfrau kann es überwinden.“ Brandner starrte wieder an die Decke.

„Davon hab ich schon mal was gelesen“, meinte Luzie. „Seltsam, als ich die Furien traf, erwähnte eine von ihnen ein Einhorn.“

Brandner sah sie verdutzt an: „Du hast mit ihnen gesprochen?“

„Nur mit dem weißhaarigen Mädchen. In den Geheimgängen des Klosters wäre es zu finden, sagte sie. Da fällt mir ein, sie sprach auch von einem Engel, der dort unten anzutreffen wäre“. Und während Luzie das sagte, wurde ihr auf einmal klar, dass damit nur jener Engel gemeint sein konnte, nachdem sie sich so sehnte.

Brandner schien vollkommen verwirrt zu sein. Er wollte etwas sagen, fand aber keine Worte.

„Also gut“, sagte Luzie und stand unvermittelt auf. „Ich gehe in diese Grotte des Kalten Brunnens.“

Das Mädchen war schon an der Zimmertür, als Brander die Worte wieder fand: „Du musst nach Tegernsee. Im Schmetterlingsgarten gibt es eine verborgene Tür, die…“

„Ich weiß“, sagte Luzie.

13. August 1987, in Kramers Wohnung, Bad Wiessee, 20:00 Uhr

Abaddon saß in Kramers Sessel, Leviathan in Hundegestalt lag dösend auf der Couch.

„Wo bleibt er nur?“, knurrte der Teufel. „In vier Stunden ist Mitternacht. Der 14. August. Die tausend Jahre vollenden sich.“

„Geduld“, empfahl Leviathan und gähnte, um seine Gelassenheit zu demonstrieren.

„Ich frage mich, ob wir Kramer trauen können“, sagte Abaddon. „Er hat keinen Mumm in den Knochen. Ihm scheint alles gleichgültig zu sein.“

Leviathan schwieg.

„Wo bleibt er nur“, knurrte der Teufel.

13. August 1987, Bichlhof, 20:30 Uhr

Es klopfte an der Tür. Der Brandner Kaspar fuhr zusammen. Die Furien! Jetzt hatten sie ihn.

Diesmal war es Kramer. Brandner bedeutete ihm, sich zu setzen.

„Danke nein“, sagte Kramer. „Ich muss gleich wieder los. Wollte nur sehen, wie es dir geht. Konntest du das Mädchen für deine Sache gewinnen?“

Brandner nickte.

Der Tod lächelte ein trauriges Lächeln. Dann wandte er sich zur Tür und verabschiedete sich mit einem „Viel Glück. Wir sehen uns.“

Eine Minute später saß er in Abaddons Wagen, den dieser ihm geliehen hatte, und griff zum Hörer des Autotelefons. Er

wählte die Nummer seiner Wohnung, wo der Teufel und Leviathan auf ihn warteten.

„Und?“ meldete sich Abaddon.

„Sie dürfte bereits im Schmetterlingsgarten sein“, sagte Kramer.

„Dann beweg deinen Arsch hierher“, brüllte Abaddon.

Kramer legte auf und startete den Wagen.

Auf dem Weg nach Bad Wiessee rief er Marja Mora an.

„Und?“ meldete sich der Engel.

„Sie dürfte bereits im Schmetterlingsgarten sein“, sagte Kramer.

13. August 1987, Schmetterlingsgarten, Tegernsee, 20:30 Uhr

Es dämmerte. Luzie stand auf der Wiese vor der Klosterkirche. Ihre Augen hielt sie geschlossen, so wie es ihr der Engel in den letzten beiden Träumen erklärt hatte. Sie atmete tief durch und sank auf die Knie. Bedächtig strich sie über das Gras. Ihre Hände fanden einen Ring aus kaltem Metall.

Da öffnete Luzie die Augen und zog an dem Ring. Die grasbewachsene Falltür ließ sich mit Leichtigkeit öffnen. Sie öffnete sich zu einem gähnenden schwarzen Loch.

Luzie nahm ihre Taschenlampe zur Hand und leuchtete hinab. Da waren steile steinerne Stufen, die in die Finsternis führten.

Luzie zögerte nur einen kurzen Augenblick, dann setzte sie ihren Fuß auf die erste Stufe.

13. August 1987, vor Kramers Wohnung, Bad Wiessee, 20:45 Uhr

Abaddon und Leviathan standen bereits an der Straße, als Kramer um die Ecke bog. Er hatte kaum angehalten, da riss Abaddon die Fahrertür auf: „Ich fahre!“

Kramer stieg aus und Leviathan, plötzlich hellwach, sprang an ihm vorbei durch die Fahrertür auf den Beifahrersitz. Als Abaddaon hinterm Lenkrad saß, bemerkte er, dass Kramer keine Anstalten machte, einzusteigen: „Mach schon! Wir müssen los.“

„Fahrt schon mal. Ich hab noch was zu erledigen.“ Der Tod machte ein trauriges Gesicht.

„Dann treffen wir uns eben in Kaltenbrunn“, sagte der Teufel knapp, schlug die Autotür zu und brauste davon.

Kramer sah dem Wagen hinterher, bis er in Richtung Hauptstraße abgebogen war. Dann stieg er in seinen eigenen Wagen, um zurück zum Bichlhof zu fahren.

13. August 1987, Bichlhof, 21:00 Uhr

Der Brandner Kaspar stand am Fenster. In der Dämmerung sah er ein Taxi die Straße zum Bichlhof heraufkommen. Das waren sie. Kein Zweifel. Die Furien.

Brandner stürzte aus dem Zimmer, die Treppe hinunter und dann nach draußen.

Die Scheinwerfer des Taxis im Rücken rannte er in Richtung des Spazierwegs, dort, wo die Straße an der Schranke endete. Er hörte, wie das Motorengeräusch des Taxis erstarb, und dann das Öffnen der Autotüren. Da hatte er die Schranke bereits hinter sich gelassen und hastete den Weg am Waldrand

entlang. Nach etwa zweihundert Metern schlug er sich nach links ins Unterholz und kämpfte sich auf allen Vieren die steile Böschung hinauf. Er fand Halt an Wurzeln und kleinen Bäumen. Manche waren morsch und zerbrachen unter Brandners Griff. Dann rutschte er auf dem Bauch wieder ein Stück nach unten, winselte wie ein Tier im Todeskampf und krabbelte weiter.

Erst als er am oberen Rand der Böschung angekommen war, wagte er einen Blick zurück.

Es war inzwischen stockdunkel. Etwa hundert Meter unter ihm konnte er im Schein von vier Fackeln die geisterhaften Gestalten seiner Verfolger erkennen. Vor ihm ragte die mächtige Mauer des Ringbergschlosses auf.

Brandner rannte wieder los, immer an der Mauer des Schlosses entlang. Das näherkommende Knacken der Äste hinter ihm verriet, dass die Furien nun auch die Schlossmauer erreicht hatten. Brandner rannte um sein Leben. So schnell er nur konnte. Mit rasendem Herzen. Nach Luft japsend, schluchzend, weinend. Getrieben von Todesangst.

Dann stolperte er über eine Wurzel und stürzte auf die steinige Erde. Unmittelbar hinter ihm ein boshaftes Kichern, wie das Meckern von Ziegen. Schnell war Brandner wieder auf den Beinen. Ein Blick zurück. Die Furien waren keine drei Meter von ihm entfernt. Megaira und die Weißhaarige vorneweg, dahinter Allekto und Teisiphone. Sie schwangen ihre Fackeln wie Keulen und kicherten ohne Unterlass. Brandner lief weiter, rief um Hilfe. Und stürzte erneut. Dann sah er über sich die zu irren Fratzen verzerrten Gesichter der Furien.

„Nein! Lasst mich!“ schrie Brandner verzweifelt. Die Furien kreischten wie aus einem Mund auf und fuchtelten drohend mit ihren Fackeln vor Brandners Gesicht herum.

Plötzlich hatte Brandner einen Stein in der Hand. Ohne zu überlegen schleuderte er ihn auf eine der Furien. Er traf Allekto an der Stirn, zwischen den Augen, so dass sie strauchelte.

„Du wagst es“, schrien die Dämonen im Chor.

Da sprang Brandner auf und rannte weiter. Ohne sich umzublicken. Ohne nach Hilfe zu rufen. Wer sollte ihm auch helfen können? Er sparte sich die Luft fürs Laufen, konzentrierte sich nur auf seine Beine und den Weg, der unmittelbar vor ihm lag. Wie in Trance, wie betäubt. Weiter an der Schlossmauer entlang.

Wieder das Knacken der Äste hinter ihm, und das immer lauter werdende Gekreische. Dann stürzte Brandner zum dritten Mal. Jetzt war alles aus.

Doch als er aufblickte, waren die Furien spurlos verschwunden.

Brandner rappelte sich auf. Und rannte weiter blindlings durch die Dunkelheit. Bis er auf einen abschüssigen Wanderweg kam. Brandner kannte diesen Weg. Er führte weiter unterhalb an das Eingangstor des Schlosses.

Brandner war völlig außer Atem. Er war im Begriff, auf den Boden zu sinken, als er den Schein der Fackeln bemerkte. Da waren sie wieder. Die unbarmherzigen Dämonenweiber. Keine zehn Meter entfernt. Und sie rannten auf Brandner zu, den Weg herauf.

Brandner verließ den Weg, schlug sich wieder in den Wald.

Es dauerte nicht lange, bis die Furien ihn eingeholt hatten. Brandners Flucht endete am oberen Rand einer ihm wohlbekannten Schlucht. Es war der Ort, an dem er Luzie zum ersten Mal getroffen hatte. Damals war *sie* die Verfolgte gewesen. Und *er* hatte sie gerettet.

Jetzt war *er* der Verfolgte. Aber konnte Luzie ihn jetzt noch retten?

Das unbändigste Tier ist das Einhorn… Mitten auf der Stirn trägt es ein zwei Kubitus langes Horn. Sein Gebrüll hat einen dumpfen Ton.

Plinius

16. Die Grotte des Kalten Brunnens

Luzie musste sich jetzt direkt unter dem See befinden.

Es tröpfelte durch die Ritzen in der Decke, und am Boden bildeten sich Rinnsale, die sich den abschüssigen Gang entlang schlängelten. Ein jäher Schauder durchfuhr Luzie, abgelöst von dem stetig wiederkehrenden Wühlen in ihren Eingeweiden, dem Gefühl der Beklemmung. Die Angst durchdrang ihren bebenden Körper, wie die Feuchtigkeit ihre Kleider.

Wie weit mochte dieser Gang noch hinab führen?

Der Strahl der Taschenlampe verlor sich in der Dunkelheit des Gangs, der schnurgerade in die Tiefe führte. Ein beißender Schimmelgeruch durchzog zuweilen die kalte und modrige Luft.

Fröstelnd ging Luzie weiter, wissend, dass sie ohnehin keine andere Wahl hatte. Es gab kein Zurück. Nur ein *Hinab*.

Der mit Schiefertafeln bedeckte Boden begann glitschig zu werden. Luzie hielt die Taschenlampe auf den Weg vor ihren Füßen gerichtet, um nicht auf die bemoosten Stellen zu treten. Bald jedoch war der Boden vollständig mit Moosen und Algen überwuchert, ebenso die Wände und die Decke. Es dauerte nicht lange, da passierte es. Luzie rutschte aus und verlor das Gleichgewicht, stürzte vornüber, landete hart auf dem Boden

und schlidderte bäuchlings den Gang hinunter. Die Taschenlampe entglitt ihren Händen und erlosch. Ihr keuchend ausgestoßener Schreckensschrei wurde von den bemoosten Wänden verschluckt. Es war jetzt stockdunkel. Von Panik ergriffen tastete Luzie den glitschigen Boden nach der Lampe ab.

Dann erstarrte sie. Das alles kam ihr bekannt vor. So, als ob sie das alles schon einmal erlebt hätte. Nein, es war eher so, als ob sie es geträumt hatte. Aber sie konnte sich nicht mehr erinnern. Sie löste sich aus ihrer Erstarrung und tastete weiter den Boden ab, bis ihre Hände endlich auf das kalte Metall der Taschenlampe stießen. Luzie knipste sie an. Gott sei Dank, sie funktionierte noch.

Inzwischen nass bis auf die Haut, die Kleidung von Schlamm und Schlick bedeckt, nahm Luzie ihren Weg wieder auf. Doch aufrecht zu gehen, war auf dem glitschigen Untergrund nicht mehr möglich, sie musste sich auf allen Vieren fortbewegen.

Nach einer halben Ewigkeit mündete der Gang in eine geräumige Höhle. Stalaktiten ragten von der Decke über dem schwarzen Wasser des unterirdischen Teichs, der vor ihr lag und sich bis an die Wände der Höhle ausbreitete, so dass er nicht zu umgehen war. Hier, so schien es, sammelte sich das Wasser des Sees, das tröpfchenweise durch das Erdreich sickerte.

Luzie stand am oberen Ende einer kurzen Treppe, die zu dem Teich hinabführte. War das die Grotte des Kalten Brunnens? Aber wo war das Einhorn? War dieser Teich jener Brunnen mit dem für den Brandner Kaspar heilbringenden Zaubertrank? Nein, das war nur ein Hindernis, das offenbar schwimmend

überwunden werden musste. Auf der anderen Seite des Teichs würde der Gang weiterführen. Die andere Seite war jedoch nicht zu erkennen. Wieder verlor sich der Lichtkegel der Lampe in undurchdringlicher Finsternis.

Nein, jetzt gibt es kein Zurück mehr, sagte sich Luzie tapfer und rutschte die Stufen der Treppe hinunter bis zu einem schmalen Sims knapp über der Wasseroberfläche.

Die Taschenlampe zwischen die Zähne geklemmt, ließ sie sich in das eisige Wasser hinab, stieß sich von dem Sims ab und schwamm in kurzen schnellen Stößen los. Plötzlich kam das Wasser in Bewegung. Luftblasen stiegen unmittelbar vor ihr auf, Schwefelgestank raubte ihr den Atem. Luzie schnappte nach Luft *und verlor die Taschenlampe*. Der Lichtpunkt sank langsam in die Tiefe des Wassers, dann herrschte Finsternis. Luzie stieß einen Fluch aus und kämpfte sich japsend weiter. Plötzlich berührten ihre Füße festen Boden. Sie hatte die andere Seite erreicht. Das Mädchen zog sich aus dem Wasser und sank erschöpft zusammen.

Es war seltsam, aber Luzie fühlte nichts. Nur Erschöpfung. Die Tatsache, dass ihr die Taschenlampe abhanden gekommen war und dass sie nun der Dunkelheit ausgeliefert war, machte ihr, wie sie verwundert feststellte, gar keine so große Angst.

Nach einer Weile hatte sie sich etwas erholt und richtete sich halb auf. Vor sich, weiter oberhalb, bemerkte sie einen roten Lichtfleck, wie ein Stern in der Ferne.

Auf allen Vieren, denn auch hier war der Boden von Moos und Algen rutschig, setzte sie sich in Bewegung, kroch weiter aufwärts, dem Licht entgegen. Sie kämpfte sich den ansteigenden Gang hinauf und ließ den immer größer

werdenden Stern nicht aus den Augen. Die Temperatur stieg spürbar an und das Tröpfeln wurde weniger.

Dann kniete Luzie schnaufend auf der Schwelle eines großen Torbogens und sah in eine riesige Felsengrotte, die in diffuses rotes Licht getaucht war. Dieses Licht schien aus einer verborgenen Nische auf der anderen Seite zu kommen. Im Zentrum der Höhle war eine kreisrunde niedrige Mauer zu sehen, d*er Kalte Brunnen*, und dahinter eine Wendeltreppe, die bis zur Decke des Felsendoms reichte.

Eine weibliche Stimme hallte durch die Grotte. Sie rief Luzies Namen. Es war zweifellos die Stimme des Engels und sie kam aus jener Nische, die auch die Quelle des roten Lichts zu sein schien. Noch einmal! „Luzie“. Die Stimme klang unbeschreiblich sanft. Sie erfüllte Luzie mit Wärme.

Beim dritten Mal, als das Mädchen beim Namen gerufen wurde, war es eine männliche Stimme, und sie kam vom oberen Ende der Wendeltreppe, war keineswegs die eines Engels, nicht sanft, nein, drohend und des Weiteren Luzie *wohl bekannt*.

Mit entsetzt aufgerissenen Augen blickte sie nach oben, sah niemanden dort, dann im nächsten Augenblick, direkt vor sich: ein massiges unförmiges Etwas, ein klaffendes Maul voller Reißzähne, Augen wie glühende Kohlen und, aus der Stirn herausragend, ein Horn, lang und spitz wie ein Speer.

Ein ohrenbetäubendes Brüllen entrang sich der Kehle des Ungeheuers.

„Das ist dein Ende!“

Megaira stieß diese Worte zähnefletschend aus.

Dem Brandner Kaspar schlotterten die Knie. Am Rande des Abgrunds stehend, von den fackelschwingenden Furien umzingelt, musste er einsehen, dass sie recht hatte.

Trotzdem versuchte er es mit Verhandeln: „Aber ich hab doch mit dem tegernseeischen Tod einen Pakt geschlossen. Der ist doch schließlich für mich zuständig und nicht ihr. Ich mein, wo ich doch ein Tegernseer bin. Und kein Grieche oder Römer.“

Die Furien brachen in schrilles Gelächter aus. Nur das weißhaarige Mädchen unter ihnen blieb ernst und starrte den Brandner Kaspar durchdringend an.

Dann sagte Allekto: „Wenn dir soviel daran liegt, dann wird es eben eine tegernseeische Furie sein, die dein Lebenslicht zum Erlöschen bringt.“

„Innozenzia!“ stieß Megaira geifernd aus und ihre Augen glühten vor Mordlust. „Tu es!“

Und Innozenzia trat auf den Brandner Kaspar zu. Ein unbemerktes Lächeln umspielte ihren Mund, als sie mit der Fackel ausholte.

„Innozenzia!“, kreischte der Brandner Kaspar. „Spielst du gern Karten?“

So hatte sich Luzie das Einhorn nicht vorgestellt.

Es glich nicht im Geringsten einem jener edlen, stutenhaften Tiere, wie sie in Märchen beschrieben werden. Es hatte nichts Edles, nichts Anmutiges, keinerlei Grazie. Es war fett und

hässlich, ein mit schmutzigem verfilztem Fell bewachsenes furchterregendes Ungetüm. Und doch erkannte Luzie in ihm sofort das, was es nun einmal trotz der äußeren Erscheinung war. Ein Einhorn, ein gutes Geschöpf, die Personifikation der Unschuld.

Das Einhorn erkannte seinerseits Luzie als Jungfrau. Und so hörte es auf zu brüllen, senkte das hornbewehrte Haupt und gab ein wohliges Brummen von sich.

Luzies Aufmerksamkeit war ganz und gar auf das wundersame Tier gerichtet. Die Engelsstimme, die sie weiterhin beim Namen rief und genauso jene andere, nur allzu bekannte Stimme, die unablässig von oben befehlend zu ihr herunterdonnerte, hörte sie nicht mehr.

Das Mädchen streckte die Hand nach dem Einhorn aus, berührte es am Kopf unterhalb des Horns, streichelte es und ging dann langsam um das Tier herum, strich dabei über seine Flanke und betrat die Grotte des Kalten Brunnens. Bedächtig schritt Luzie auf den Brunnen zu. Und als ihr das Einhorn, ebenso bedächtig, folgte, bemerkte sie, wie es eine Kette hinter sich herzog.

„Mein Armes“, sagte Luzie. „Wer hat dich hier angekettet?“ Sie fand den Eisenring, der den kurzen Hals des Einhorns umgab und sah, dass das andere Ende der langen Kette an der Brunnenmauer befestigt war.

Luzie ging zum Brunnen hinüber (das Einhorn trottete hinter ihr her) und beugte sich über die Mauer. Ein schwarzes Loch gähnte ihr entgegen. Der Wasserspiegel war nicht zu sehen. Doch Luzie hatte vorgesorgt. Aus ihrer Hosentasche zog sie

eine lange Schnur. Dann löste sie die Feldflasche von ihrem Gürtel und befestigte die Schnur an der Flasche.

Immer noch, sie war ganz in ihre Arbeit versunken, hatte sie keine Ohren für das Rufen der Stimmen. Luzie ließ die Flasche an der Schnur den Brunnenschacht hinunter. Die Schnur war fast aufgebraucht, da spürte sie, wie die Flasche ins Wasser tauchte. Luzie wartete, bis die Flasche schwer wurde, dann zog sie sie wieder herauf.

Das Einhorn hatte sich inzwischen in eine Kuhle neben dem Brunnen gelegt. Es brummte weiterhin wohlig vor sich hin und beobachtete Luzies Tun mit seinen rot glühenden Augen.

Die Flüssigkeit in der Feldflasche sah aus wie Wasser. Es war sehr klar und, wie Luzie feststellte, als sie den Finger hineinhielt, sehr kalt. Das war also der Zaubertrank, der den Brandner Kaspar vor den Furien retten sollte, dachte Luzie.

„Da hat dir jemand einen Bären aufgebunden, arme Luzie“, sagte die Engelsstimme.

Luzie wandte sich nach links und sah den Engel, einige Meter entfernt, in einem Torbogen stehen, der ganz von rotem Licht erfüllt war, eben jenem roten Licht, das die ganze Grotte erhellte. Doch auch die Engelsfrau selbst schien zu leuchten, ihre Schwanenflügel und ihr Gewand in strahlendem Weiß, ihr wallendes Haar golden.

„Was sagst du da?“ dachte Luzie, denn sie wusste, dass es nicht nötig war zu sprechen. Der Engel konnte ihre Gedanken lesen.

„Das ist Einhornpipi“, sagte der Engel. „Keine Arznei gegen unabwendbares Schicksal.“

„Und wer hat mir diesen Bären aufgebunden, und warum?“

Der Engel runzelte die Stirn und hob den Blick zur Decke des Felsendoms.

Luzies Augen folgten ihrem Blick. Die wie ein Turm freistehende Wendeltreppe endete auf einem Plateau etwa zwei Meter unterhalb der Decke. In der Decke, an der höchsten Stelle des Felsendoms, war eine hölzerne Falltür eingelassen, die unter wildem Klopfen erbebte.

„Luzie!“ brüllte die wohlbekannte Stimme hinter der Falltür. „Komm sofort hier hoch! Mach mir auf! Luzie!“

Luzie machte den Eindruck, als sei sie in Trance. Ihre Augen waren weit aufgerissen, sie bebte am ganzen Körper. Leise murmelte sie: „Aber das ist…“

„Ja“, sagte der Engel. „Das ist er.“

„Wieso ist er dort? Hast du ihn eingesperrt?“

„Ich habe ihn ausgesperrt. Diese Tür dort oben führt nach draußen. Auf den Kaltenbrunner Hügel.“

Luzie zitterte wie Espenlaub. Auch das Einhorn wurde immer unruhiger.

„Er meint es nicht gut mit dir. Er will dich nur benutzen.“

Luzie schrie plötzlich auf. Es war ein verzweifelter Wutschrei. Die Tränen schossen ihr in die Augen, als sie um den Brunnen herum lief und die Treppe erstürmte.

„Nein!“ rief der Engel und machte einen Satz nach vorne. „Lass ihn nicht rein!“

Das Einhorn erhob sich aus der Kuhle und galoppierte schnaubend auf den Engel zu. Der zog sich sogleich wieder in den Torbogen zurück. Unmittelbar vor der Engelsfrau brachte die Kette das Einhorn zum Stehen. Es zerrte daran, offensichtlich bestrebt, den Engel aufzuspießen.

„Luzie!“ brüllte es von oben. „Mach mir auf!“

„Tu es nicht!“ rief der Engel zu Luzie hinauf, die auf halbem Weg stehen geblieben war und den vergeblichen Angriff des Einhorns beobachtet hatte.

„Vertrau mir!“ Die Stimme des Engels war nun wieder ganz sanft, eine Mischung aus Flehen und Fürsorge lag in ihr. „Ich bringe dich weit weg von der Erde. In ein Zauberland voller Wunder und Abenteuer. Wenn du *ihm* öffnest, wirst du weiterhin leiden. Auf Erden wirst du dein Glück nicht finden. Du bist zu Höherem bestimmt. Folge mir, und du wirst an meiner Seite den Thron jenes Zauberlandes besteigen. Und endlich glücklich werden.“

„Was soll das für ein Zauberland sein?“ stieß Luzie keuchend aus.

Doch bevor der Engel antworten konnte, ertönte von oben her die Stimme erneut, diesmal jedoch gemäßigter. Auch in ihr schwang etwas flehentlich Fürsorgliches mit: „Luzie. *Ich* bin es doch. Mach mir doch auf. Ich mach mir Sorgen um dich.“

Luzie stieg weiter die Wendeltreppe hinauf.

„Er meint es nicht gut mit dir“, wiederholte der Engel. „Er will dich nur benutzen.“

Als sie das Plateau erreicht hatte, beugte sich Luzie über das Geländer und schleuderte dem Engel ein „Und *du*?“ entgegen.

„Ich will nur dein Bestes“, sagte der Engel und legte alles an sanfter Überzeugungskraft in diese Worte.

„Pah“, rief Luzie, stellte sich auf die Zehenspitzen und griff nach dem Metallrad, das aus der Falltür herausragte.

„*Er* meint es *nicht* gut mit Dir“, flüsterte der Engel.

„*Er* ist immerhin mein *Vater*“, schnaubte Luzie, während sie an dem Metallrad drehte. Schließlich rastete es mit einem leisen Klicken ein, die Falltür wurde nach außen hin aufgerissen und Luzie sah, wie sich die grinsende Fratze eines Ungeheuers zu ihr herabbeugte.

„Er ist der Teufel“, sagte der Engel, doch Luzie hörte ihn nicht. Ein Stromschlag durchzuckte ihren Körper, als sie in das wahre Gesicht ihres Vaters blickte.

Er war tot.

Daran bestand kein Zweifel. Brandners Körper lag zerschmettert zwischen Felsen. Über ihm erloschen die Fackeln der Furien, die sich vom Rand des Abgrundes zurückzogen.

Innozenzia hatte ihn mit ihrer Fackel an der Schläfe erwischt. Dann war er in die Tiefe gestürzt. Jetzt lag er da und spürte überhaupt nichts mehr. Er war tot.

Der Boandlkramer beugte sich über den Brandner Kaspar und lächelte ein trauriges Lächeln.

„Grüß dich, alter Freund“, sagte Brandners Seele und musterte Kramer durch seine weit aufgerissenen toten Augen. Kramer nickte nur.

„Und jetzt?“ fragte Brandners Seele. „Bringst du mich jetzt ins Himmelreich.“

„So einfach ist das nicht“, antwortete Kramer.

„Bei unserer ersten Begegnung hast du mir versprochen, dass du mich ins Himmelreich bringst.“

„Wir haben wohl *beide* nicht mit offenen Karten gespielt.“

Brandner hätte gerne die Stirne gerunzelt. Jedoch er war tot.

„Es wird dir wohl nichts anderes übrig bleiben“, sagte Kramer, „als deinen weiteren Weg selbst zu finden.“ Und nach einer Pause, in der Brandner weiterhin vergeblich versuchte, die Stirn in Falten zu legen: „*Dieser* Körper hat jedenfalls ausgedient. Du wirst ihn wohl verlassen müssen.“

„Und dann?“ fragte Brandners Seele.

„Dann wirst du wohl wieder auf Reisen gehen.“

Brandner hätte wohl mit den Achseln gezuckt, wäre er nicht tot gewesen, und so verließ seine Seele sein altes Vehikel, verabschiedete sich von seinem alten Freund, dem Boandlkramer, und machte sich auf den Weg.

Kramer blickte dem geisterhaften Schimmern hinterher, wie es zwischen den Bäumen verschwand und murmelte: „Machs gut, alter Freund.“

„Braves Mädchen!“

Der Teufel sprang zu Luzie hinunter auf das Plateau, so dass es erzitterte. Sie erkannte ihren Vater, auch wenn er jetzt die Gestalt eines Monstrums hatte. Er war gut einen Kopf größer, muskulös wie ein antiker Gladiator, mit einem Paar gefährlicher Hörner, die aus seiner Stirn herausragten und einem furchterregenden Raubtierfänge bewehrtem Grinsen, das sein Gesicht zu einer grässlichen Fratze verzerrte.

Gekleidet war er in einen Lederharnisch, der ebenfalls an die Kluft eines Gladiators erinnerten. Levi, der Familienhund, sprang jetzt auch durch die Öffnung in der Decke auf das Plateau.

Nachdem sich Luzie von dem stromschlagartigen Schock erholt hatte, wurde sie ganz ruhig und sagte mit einer Stimme von schneidender Kälte: „Gut. Ich bin also die Tochter des Teufels.“ Auch der Blick, mit dem sie die wahre Gestalt ihres Vaters maß, war von einer Kälte, die einem Menschen das Blut in den Adern gefrieren lassen konnte.

Abaddon jedoch grinste nur, nickte anerkennend und sagte fast zärtlich: „Du bist meine Tochter.“

Luzies Gesicht verzog sich vor Hass und Abscheu, dann schwang sie sich unvermittelt über das Geländer und sprang in die Tiefe. Kein Mensch hätte diesen Sprung unverletzt überstanden. Doch Luzie war kein Mensch. Das wusste sie jetzt. Sie war die Tochter des Teufels. Mit akrobatischer Präzision landete Luzie mit beiden Beinen auf der Steinmauer des Brunnens, warf einen grimmigen Blick zu ihrem Vater hinauf und wandte sich dann dem Engel zu, der immer noch in dem rot erleuchteten Torbogen stand.

„Das habt ihr euch fein ausgedacht“, knurrte Luzie. „Zur Rechten zerrt der Teufel, zur Linken zerrt der Engel.“ Sie spuckte verächtlich aus. „An mir!“ brüllte sie. „An der Tochter des Teufels“. Es war nicht das Brüllen eines Mädchens, es war das Brüllen eines Löwen. „WARUM!“

Levi beugte sich über das Plateau und sagte: „Dieser Engel will dich nur benutzen. Er will mit deiner Hilfe die Regentschaft über die Hölle an sich reißen. Es geht ihm nur um Macht. Dein Vater hingegen will nur dein Bestes. Und er will in seine Heimat zurückkehren. Auf seinen rechtmäßigen Throoooooooohh!“

Leviathan konnte seine Erklärung nicht vollenden. Luzie katapultierte sich wutentbrannt in die Luft, schnellte wie eine Harpyie dem Plateau entgegen, packte den Hund am Genick und landete wieder auf der Brunnenmauer. „Ich mochte dich nie“, zischte Luzie und schleuderte Levi in die gähnende Schwärze des Brunnens hinab. Ein Platschen, ein Jaulen, dann stieg eine Dampfwolke aus dem Schacht. Leviathan war nicht mehr.

„Einhornpipi wirkt besser als Weihwasser“, grinste Luzie diabolisch. Dann brüllte sie wieder: „Mich benutzen! Nur mein Bestes! Das hab ich heute zur Genüge gehört.“

„Das arme Leviathanchen. Das war nicht nett von dir, Luzie“, sagte der Teufel. Er grinste jetzt nicht mehr. Fast machte er einen betretenen Eindruck.

„Es war nicht *nett* von *dir*, mich zu benutzen, Vater.“

„Ich…“

„Du hättest mich in deine Pläne einweihen können, Vater.“

„Ich…“

„Warum diese Heimlichtuerei?“

„Ich wollte…“

„Warum offenbarst du dich mir auf diese für mich durch und durch entwürdigende und erbärmlich melodramatische Art und Weise.“

„Er hat nun mal den Hang zum Melodramatischen“, lachte der Engel.

„Du! Schweig!“, schleuderte Luzie dem Engel entgegen. Das Einhorn, dass immer noch drohend vor Marja Mora stand, bekräftigte Luzies Befehl mit einem tiefen Knurren.

„Verzeih mir, Luzie“, sagte Abaddon, was nicht sonderlich reumütig klang. Jedenfalls nicht in Luzies Ohren, die nur höhnte: „Oho, der Teufel bittet seine Tochter um Absolution.“

„Nur um Verzeihung“, sagte Abaddon gespielt kleinlaut, seine wahre Aufmerksamkeit galt jedoch dem Einhorn, das er erst jetzt zu bemerken schien. Der Zugang zur Grotte des Kalten Brunnens war dank Luzie offen, der Zugang zur Langen Treppe war jetzt das nächste Problem, das es zu lösen galt. Auch hier würde er Luzies Hilfe benötigen. Doch Luzie war wütend auf ihn und das aus gutem Grund. Er musste sie beschwichtigen, sie für sich gewinnen.

Luzie konnte jeden einzelnen Gedanken auf dem Gesicht ihres Vaters ablesen. Sie grinste geringschätzig und wartete den nächsten Schritt ihres Vaters ab.

„Luzie…“ Abaddon suchte nach Worten. Vorsichtig setzte er seinen Fuß auf die oberste Stufe der Wendeltreppe. Da fuhr das Einhorn herum und polterte zum Fuß der Treppe. Seine rot glühenden Augen fixierten den Teufel, der den Fuß wieder zurückzog.

„Luzie! Es will mich töten“, rief Abaddon.

„Keine Angst, Vater“, spottete Luzie. „Die Kette reicht nicht bis zum Plateau.“

„Bitte hilf mir, Luzie“, flehte Abaddon. „Lass uns gemeinsam heimkehren.“

„Heim? Nach Rottach-Egern? Oder meinst du DORTHIN? In die Hölle?“

„Dorthin.“ Jetzt war Abaddon wirklich kleinlaut.

„Und was ist mit Mutter?“

„Sie wird uns folgen.“ Aufregung überkam den Teufel, da er glaubte, Luzies Frage signalisiere Verhandlungsbereitschaft. „Sie wird uns folgen. Da bin ich mir sicher. Wenn du mit mir gehst. Wir gehen alle zusammen. Die ganze Familie. Wir…“

Luzie brachte Abaddons aufgeregtes Gestammel mit nur einer Handbewegung zum Verstummen. Ihr Mund war ein dünner Strich der Bitterkeit.

„Er versucht dich wieder zu benutzen“, sagte der Engel. „Er will…“

Diesmal brachte Luzies Handbewegung Marja Mora zum Schweigen. Nach einer Pause sagte Luzie: „Ihr seid beide böse. Das Einhorn und ich, wir wissen das.“

„Du bist die Tochter des Teufels“, platzte es aus Abaddon heraus. „Meinst du, du kannst dein Blut verleugnen? Böse! Was heißt das schon? Ist das Einhorn gut? Es will mich töten. Mich, deinen Vater. Es ist deine Pflicht, mich vor ihm zu schützen. Wir sind vom selben Stamm. Dieses Einhorn ist unser Feind. Du…“ Abaddon brach abrupt ab. Er hatte sich in Rage geredet und bedauerte diese Unvorsichtigkeit sofort.

„Gut“, sagte Luzie listig. „Wie kann ich dich vor ihm schützen?“

„Nichts einfacher, als das“, antwortete der Teufel hoffnungsvoll. „Streichle es und sing ihm ein Lied vor. Jungfrauen haben Macht über Einhörner. Selbst, nein gerade, wenn sie des Teufels Tochter sind. Wenn du es streichelst und ihm ein Schlaflied vorsingst, wird es in einen tiefen Schlummer fallen.“

„Und dann?“

„Dann kann es mir nichts mehr anhaben. Dann komm ich runter zu dir.“

„Und dann?“

„Dann“, warf der Engel ein. „wird er das Einhorn töten.“

„Und danach“, schrie Abaddon, von einem seiner unkontrollierten Ausbrüche überwältigt, „werde ich *dich* töten, Marja Mora, du nichtswürdiges Geflügel!“

„RUHE!“ Luzies Stimme war ein Erdbeben. „Ich hab genug von euch.“ Mit einem Satz war sie bei dem Einhorn, packte mit beiden Händen den Eisenring, der seinen Hals umgab und zerbrach ihn, als bestünde er aus morschem Holz.

Das Einhorn war frei.

Marja Mora stieß einen schrillen Schrei aus, wandte sich um und lief die Lange Treppe hinunter. Das Einhorn stürzte ihr hinterher. Auf der obersten Stufe machte es jedoch Halt, so als habe es plötzlich das Interesse an dem gefallenen Engel verloren. Tatsächlich wollte das Einhorn jetzt nur noch eins. In die Freiheit zurückkehren. Solange es angekettet war, verteidigte es sein Revier, jetzt jedoch, da es sich befreit sah, besann es sich auf sein eigentliches Revier, das Eichenwäldchen im Mangfalltal, aus dem es einst von Innozenzia und den Mönchen verschleppt worden war.

Das Einhorn stürmte auf die Wendeltreppe zu. Den Teufel, der immer noch oben auf dem Plateau stand und „Neiiiiiin“ schrie, beachtete es gar nicht. Es hatte nur Augen für die offene Falltür und den Sternenhimmel darüber. Schnaubend begann das Einhorn die Wendeltreppe zu erklimmen. Doch sein massiger Leib blieb schon in der ersten Kurve zwischen den Geländern stecken. Ein verzweifeltes Aufjaulen erfüllte die

Grotte. Die Wendeltreppe bebte unter den vergeblichen Rucken des Einhorns.

Abaddon brach in Gelächter aus, schwang sich über das Geländer und landete, wie vorher Luzie, auf der Brunnenmauer.

Luzie warf sich mit einem Wutschrei auf ihren Vater. Der fing sie mit Leichtigkeit auf und hob sie mit gestreckten Armen vor sein Gesicht

„Luzie“, sagte er in scherzhaft ermahnendem Ton. „Du willst mich doch nicht *auch* in den Brunnen werfen?“

Das Mädchen zappelte hilflos und stieß wilde Flüche aus. Dann setzte Abaddon seine Tochter ab und rannte los, durch den Torbogen und die Lange Treppe hinab, hinter Marja Mora her.

Luzie blieb in der Grotte zurück.

O Fürst in der Verbannung, dem man Unrecht tat. Und der, besiegt, sich stärker noch erhoben hat

Baudelaire

17. Die Türen schließen sich

„Ich weiß nicht, ich weiß nicht.“

Asmodi eilte, gefolgt von Dagon, Mammitu, Cernunnos und Agash sowie einem Werwolf, zwei riesenhaften Trollen und drei Kobolden die Lange Treppe hinauf.

Der Höllenfürst war von untersetzter Gestalt und von Kopf bis Fuß mit langen schwarzen Haaren bedeckt. Seine pupillenlosen Augen leuchteten in ungesundem Gelb, seine Ohren waren überdimensional groß und wuchsen etwa dreißig Zentimeter über dem Kopf zusammen.

„Ich weiß nicht, ich weiß nicht“, äffte Dagon den Dämon nach, dem er mit übertrieben zur Schau gestelltem Widerwillen folgte. „Was soll die ganze Aufregung?“

„Es ist nur so ein Gefühl“, erwiderte Asmodi. „Irgendwas geht dort oben vor.“

„Was soll denn…“ Dagon verstummte, als ein schriller Schrei von oben her zu ihnen drang.

Die Truppe hielt an. „Da!“ Asmodi deutete die Treppe hinauf.

„Du hattest recht“, gab Dagon zu „Da ist…“ Wieder wurde er unterbrochen. Marja Mora rauschte auf Engelsflügeln auf die Höllenwesen zu. Beinahe wäre sie mit Asmodi

zusammengestoßen. Im letzten Moment jedoch gelang es ihr, abzubremsen und auf der Treppe zu landen.

„Abaddon ist in der Grotte“, keuchte der Engel.

„Wie konnte…“ Dagon war entsetzt.

„Seine Tochter…“

„Er hat eine *Tochter*?“

„Das Einhorn hat sie auch befreit.“

„Abaddon hat es offensichtlich überwunden“, murmelte Asmodi fatalistisch und zeigte auf den Teufel, der wie eine Lokomotive die Treppe herunter polterte.

„Zum Angriff!“ brüllte Agash und drängte sich nach vorne, gefolgt von den Trollen und Kobolden. Dann ging alles sehr schnell. Abaddon erreichte Agash und versetzte ihm einen derart gewaltigen Fausthieb, dass er in hohem Bogen treppabwärts flog. Der Dämon prallte gegen die Trolle. Die verloren das Gleichgewicht, fielen nach hinten und begruben die drei Kobolde unter ihren massigen Körpern. Abaddon sprang über sie hinweg und packte Cernunnos am Geweih, wirbelte ihn herum und schwang ihn wie eine Keule über seinem Kopf. Nach zwei Umdrehungen ließ der Teufel Cernunnos gegen Mammitu krachen, die gegen die Wand geschleudert wurde. Ihr Ziegenkopf wurde zerschmettert. Ein letztes Meckern, dann war sie tot.

Asmodi, Dagon und Marja Mora hatten sich inzwischen treppabwärts, hinter den Werwolf zurückgezogen. Als die Cernunnoskeule auf die Bestie niederging, sprang sie behände zur Seite, schnellte nach vorn und schlug seine Fänge in Abaddons Bein. Der Teufel fauchte. Vor Zorn, nicht vor Schmerz. Cernunnos` Geweih entglitt seinen Händen. Der Gott

kullerte über die Stufen und blieb, den Kopf um hundertachtzig Grad verdreht, zu Dagons Füßen liegen.

Ein berserkerhafter Zweikampf entwickelte sich zwischen Abaddon und dem Werwolf, Klauen rissen und schlitzten, Fänge schnappten. Zwei Bestien, im Blutrausch ineinander verkeilt.

Asmodi kreischte: „Fass, Waldorf, fass!“

Agash kam langsam zu sich.

Das erste, was er sah, waren die Kobolde, die bis zur Unkenntlichkeit zerquetscht in ihren grünlichen Blutlachen lagen. Die Trolle waren dabei, sich aufzurappeln. Ein paar Stufen weiter unten lag Mammitu an die Wand gelehnt. Sie hatte eine breite Blutspur auf dem Marmor hinterlassen und war offensichtlich nicht mehr am Leben.

Noch weiter unten kämpfte Waldorf mit Abaddon. Asmodi, Dagon und der Engel schienen sich nicht sicher zu sein, ob sie dem Werwolf helfen oder lieber Richtung Schacht fliehen wollten. Cernunnos, der zu ihren Füßen lag, war zweifellos tot.

Die Trolle näherten sich Abaddon von hinten. Ein böses Grinsen breitete sich auf Agashs Gesicht aus. Eine Pestbeule in seinem Mundwinkel platzte dabei auf und sonderte eitrigen Schleim ab, der zäh an seinem Kinn hinunter lief. Die beiden Trolle waren Asmodis Leibwächter, Agash selbst hatte sie zu gnadenlosen Kampfmaschinen ausgebildet. Sie und Waldorf würden Abaddon zermalmen.

Agash erhob sich, immer noch grinsend, und schlich die Treppe Richtung Grotte hinauf.

„Die Tochter des Teufels“, flüsterte er unheilvoll. „Wie mag sie wohl schmecken?“

Das Einhorn atmete die Luft der Freiheit.

Sie wehte süß durch die offene Falltür. Das Einhorn zog sie durch seine Nüstern und warf einen sehnsuchtsvollen Blick auf die Sterne am Nachthimmel. Dann starb es.

Es hatte es fast bis zum Plateau geschafft, sich qualvoll Zentimeter für Zentimeter zwischen den Geländern die Wendeltreppe hoch gequetscht.

Luzie hatte verzweifelt versucht, dem Einhorn zu helfen, hatte versucht, das Treppengeländer auseinander zu biegen. Doch ihre neugewonnene übermenschliche Kraft war erschöpft, was daran lag, dass ihr Zorn darüber, von ihrem Vater so benutzt worden zu sein, einem dumpfen Gefühl der Traurigkeit gewichen war. Die Wendeltreppe war besudelt von Einhornblut. Das Zauberwesen hatte sich an ihrem Geländer blutig gerieben. Auch Luzie war über und über bedeckt mit seinem Blut. Das Blut der Unschuld.

Sie kauerte auf dem Plateau und schloss die Lider des Einhorns. Seine tot starrenden Augen waren ihr unerträglich.

Luzie fühlte sich verlassen. Ihr Vater hatte sie für seine Zwecke missbraucht und dann einfach stehen gelassen. Sie war ihm gleichgültig. Das war deutlich spürbar.

Luzie dachte an ihre Mutter. Wenn ihr Vater der Teufel war, was war dann ihre Mutter? Sie fragte sich, was sie nun tun wollte. Die Grotte verlassen, soviel war klar. Sie würde sicherlich nicht ihrem Vater hinterherlaufen, schon gar nicht in die Hölle. Doch wohin dann? Sie dachte an den Brandner

Kaspar, und spürte die tiefe Gewissheit, dass er nicht mehr lebte. Auch er war nur ein Spielball im eigensüchtigen Plan ihres Vaters gewesen. Zum Teufel mit ihm, dachte sich Luzie und lachte sogleich bitter auf, denn er war ja der Teufel *selbst*. Und sie, sie war die Tochter des Teufels. Nein, das wollte sie nicht sein. Seit sie sich erinnern konnte, wollte sie immer etwas anderes sein. Wahrscheinlich, weil sie spürte, dass sie etwas anderes *war*. Jetzt wünschte sie sich nichts sehnlicher, als einfach nur ein kleines Mädchen zu sein.

Luzie war so tief in ihren kummervollen Gedanken versunken, dass sie Agash zu spät bemerkte. Der Dämon hatte sich die Wendeltreppe hinauf geschlichen, war über den Einhornkadaver geklettert und stürzte sich nun auf Luzie. Er packte das Mädchen, riss es hoch und warf es vom Plateau. Luzie stürzte kopfüber dem Boden entgegen. Da erwachten ihre Kräfte erneut. Sie machte eine Drehung und landete sicher mit beiden Beinen neben dem Brunnen. Da kam auch schon Agash angeflogen. Bevor Luzie ausweichen konnte, riss er sie mit sich. Sie kugelten über den Boden. Dann war der Dämon wieder auf den Beinen. Er öffnete sein Maul und eine lange Zunge schoss hervor, umschlang Luzies Fesseln. Bevor sie sich aufrappeln konnte, ging sie wieder zu Boden. Agashs Körper verformte sich nun, blähte sich innerhalb weniger Augenblicke auf wie ein Ballon, während seine Gliedmaßen zu kümmerlichen Stummeln zusammenschrumpften. Schließlich war Agash zu einem unförmigen, Pestbeulen übersäten Sack geworden. Das Maul wurde immer größer, wurde zu einem drohenden Loch, aus dem ein ekelerregender Gestank wehte.

Die Zunge schleifte Luzie an den Beinen über den Boden. Sie zappelte vergeblich. Das riesige Maul kam immer näher.

Dann schrie Luzie. Sie schrie so laut, das es einem Menschen das Trommelfell zerrissen hätte.
Sie schrie: „Papa!“

Eine Kaskade Blut ergoss sich über die Stufen der Langen Treppe.

Koboldblut, Trollblut, Wolfsblut und das Blut der Götter. Auch Abaddon blutete aus zahlreichen Wunden. Doch er stand aufrecht inmitten seiner erschlagenen Gegner.
Asmodi, Dagon und Marja Mora waren drei bebende Salzsäulen, die Abaddon fassungslos anstarrten. Er hatte sich vor ihnen aufgebaut und lachte aus voller Kehle.

„Das Triumvirat der Hölle!“ höhnte er. „Ein erbärmlicher Haufen!“

„Wir können ihn immer noch besiegen“, flüsterte Asmodi, der sich langsam von dem Schrecken erholte. „Er ist geschwächt und wir sind zu dritt.“

„Was flüsterst du da, Asmodi?“ grinste Abaddon. „Zu feige für ein offenes Wort?“

Da kreischte Asmodi: „Auf ihn!“ und das Triumvirat fiel über den Teufel her.

Asmodi hatte recht gehabt. Abaddon war geschwächt. Und schon nach wenigen Augenblicken des Kampfes schien es, als ob der Teufel unterliegen würde.

Da gellte ein Schrei von oben her: „Papa!“

Es war Luzie. Und plötzlich machte es klick bei Abaddon. Seine Tochter war in Gefahr. Agash! Ein Ozean der Wut

überspülte den Teufel. Es war Wut auf sich selbst. Was hatte er getan? Rücksichtslos und eigensinnig hatte er seine eigene Tochter benutzt. (Er trat Asmodi ins Gesicht.) Für seine schnöden Zwecke. Und dann einfach stehen gelassen (Er brach Dagon den Arm). Und nicht weiter an sie gedacht. Blinder Eigensucht gefolgt (Er riss Marja Mora einen Flügel aus). Luzie verraten. Und tödlicher Gefahr ausgesetzt. (Er schleuderte seine drei Gegner von sich.)

Dann raste Abaddon wie ein Blitz die Treppe hinauf. In der Grotte angekommen, sah er, wie Luzie gerade in Agashs Maul verschwand. Er stürzte sich von hinten auf den Dämon, ließ seine Arme über den sackartigen Rücken schnellen und bekam Agashs Oberlippe zu fassen, kurz bevor sich das Maul ganz schließen konnte. Abaddon riss es wieder auf. Die Knie in Agashs Hinterteil bohrend, lehnte er sich zurück und wuchtete seinen Oberkörper in einem Ruck nach hinten. Der Sack platzte auf. Agash zerriss von vorne bis hinten. Abaddon kehrte sein Inneres nach außen. Mit einem hässlichen Geräusch hauchte der Dämon sein Leben aus. In dem Haufen schleimiger Fleischfetzen lag Luzie, mit Einhornblut bedeckt und dem Eiter des Dämons vollgeschmiert. Sie schien tot zu sein. Dennoch drängte sich Abaddon für einen kurzen Augenblick die Assoziation mit einem Neugeborenen auf.

Er nahm Luzie in den Arm. Ein schmerzersticktes Aufjaulen entrang sich seiner zugeschnürten Kehle, Tränen schossen aus seinen Augen. „Luzie! Was habe ich getan?“

„Es war nicht nett von dir, mich zu benutzen, Papa“, sagte Luzie. Dann schlug sie die Augen auf und lächelte.

„Du hast mich lange nicht mehr Papa genannt.“ Abaddon konnte nur mehr flüstern. Sein Hals war nun vollständig zugeschnürt.

Luzie lächelte nur.

„Bist du verletzt?“ fragte Abaddon, seine Stimme vor Sorge wiederfindend.

„Nein. Das ist das Blut des Einhorns. Aber du.“

„Das ist nichts“, sagte Abaddon. „Nichts gegen die Schuld, die ich auf mich geladen habe, meine eigene Tochter verraten zu haben.“ Seine Worte klangen sachlich, entbehrten jeglichen Anflugs von Selbstmitleid.

Luzie lächelte wieder. Ein bisschen traurig vielleicht, aber dennoch selig.

„Verzeih mir, Luzie.“

„Ja, Papa“, sagte Luzie. „Ich verzeihe dir.“

Das Triumvirat der Hölle - ein erbärmlicher Haufen

Asmodi, Dagon und Marja Mora kauerten geschlagen auf der Treppe. Der Engel hielt seinen abgerissenen Flügel in der Hand und weinte leise.

„Was nun?“ nuschelte Asmodi. Sein eingeschlagenes Maul schmerzte bei diesen Worten.

Dagon versuchte mit den Achseln zu zucken, doch sein gebrochener Arm verhinderte die Bewegung.

Plötzlich stand Abaddon vor ihnen. An der Hand hielt er seine Tochter.

„Gut“, sagte er. „Ihr habt gewonnen.“

Die drei blickten entgeistert zu ihm auf.

„Ich überlasse euch den Thron der Hölle. Er interessiert mich nicht mehr.“

Verstörung spiegelte sich auf den Gesichtern des Engels und seiner beiden Mitverschwörer.

„Mich interessiert nur noch eins“, fuhr Abaddon fort. „Ein guter Vater zu sein.“

Marja Mora fing wieder an zu weinen.

„Verschwindet!“ sagte der Teufel. „Zur Hölle mit euch!“

Rottach-Egern, 28. August 1987

Der Teufel lag in einem Liegestuhl auf der Terrasse seines Hauses. Er beobachtete die Sonne, wie sie hinter den Bergen verschwand und hing seinen Gedanken nach.

Seit der Schlacht auf der Langen Treppe waren nun zwei Wochen vergangen. Aber Abaddon kam es wie zwei Jahrhunderte vor. So fern war das alles. Er war jetzt ein Anderer. Er fühlte sich ruhig und zufrieden. Die Torheiten, die er begangen hatte, lagen weit in der Vergangenheit, und er konnte sich kaum mehr vorstellen, ein solcher Narr gewesen zu sein.

Luzie, seine Tochter! Sie hatte ihn geläutert. Zum ersten Mal in seinem Leben fühlte er sich auf dem richtigen Weg.

Luzie! Ach, sie und er! Sie waren ein gutes Team gewesen. Nachdem sie Asmodi, Dagon und Marja Mora in die Hölle gejagt hatten, ließen sie mit vereinter Kraft den Schacht einstürzen. Das Tor zur Hölle war versiegelt. Sollte Marja Mora dort unten glücklich werden. Er war es hier oben.

Abaddons Frau kam auf die Terrasse, blieb neben Abaddon stehen und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Na, alter Teufel?“

„Na, liebste Sukkubus?“

Sie wandten sich einander zu und lächelten sich lange an.

Luzies Tagebuch

Rottach-Egern, 28. August 1987

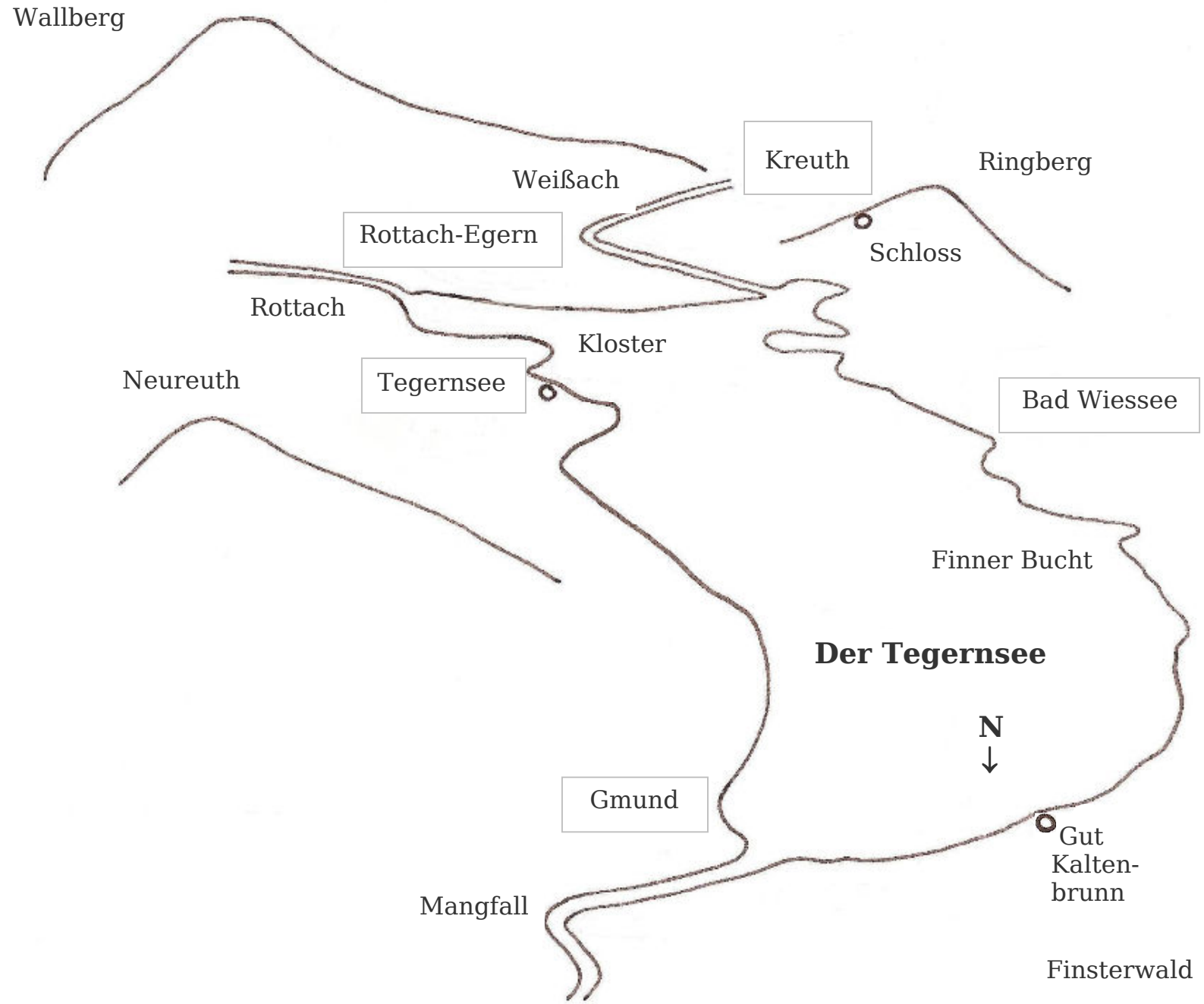
Sehr verehrte Nachwelt,

die Familiensituation ist (wer hätte es gedacht) plötzlich absolut entspannt. Zwischen Mama und Papa herrscht endlich wieder Frieden. Nein, nicht nur Frieden, sondern absolute Harmonie. Sie haben sich geeinigt. Wir werden also doch nicht wieder umziehen. Wir bleiben hier am Tegernsee. Gerade sah ich durchs Fenster; Mama und Papa waren draußen auf der Terrasse und sahen sich ganz lange an und lächelten. Pure Liebe, Mannomann, ich kann gar nicht beschreiben, wie glücklich mich das macht.

Morgen habe ich Geburtstag. Ich werde dreizehn.

Ich hab mir nie etwas aus Geburtstagen gemacht. Auch dieses Mal wird es keine große Party geben. Aber eine kleine. Ich habe Sophie eingeladen. Sie war aufrichtig gerührt, als ich sie gestern zufällig traf und sie fragte, ob sie kommen wolle. Der erste Schritt ist getan. Vielleicht werden wir jetzt doch Freundinnen. Ein bisschen aufgeregt bin ich schon. Mit so was hab ich ja keine Erfahrungen. Aber ich glaube, es könnte ganz spannend werden…

ENDE


Wallberg
Kreuth
Ringberg
Weißach
Rottach-Egern
Schloss
Rottach
Kloster
Neureuth
Tegernsee
Bad Wiessee
Finner Bucht
Der Tegernsee
N
Gmund
Gut
Kalten-
brunn
Mangfall
Finsterwald